Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenundzwanzigster Jahrgang

Nr. 42 — **Marburg i. H., den 16. Oktober** — **1913**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: Aufgehobene Schwere — Der Kaisergedanke in Prophetie, Sage und Dichtung — Ernst Lissauer: 1813 — Unsre Pflicht zur Politik. Zweites Stück und Schluß — Pfarramt und Theologie — Verschiedenes: Aus Deutschlands kirchlicher Vergangenheit (Festschrift für Brieger); Der Zusammenbruch des Vatikans (Sonntag); Romnot (Heltau); Ein Irrtum der Kreuzzeitung; Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Aufgehobene Schwere

Werdet wie die Kinder. Matth. 18, 3

Das ist kein fertiges Rezept zum sofortigen Gebrauch. Wie soll man es machen? Kinder sind keine Ideale. Auch Jesus hat, wie wir alle, Kinder gesehen, die garnicht vorbildlich waren. Wir kennen sein Gleichnis von den launischen Kindern (Matth. 11, 16 f.).

Kinder können sehr selbstsüchtig und tyrannisch sein. Und daß sie recht grausam sein können, haben wir manchmal mit Schrecken erlebt. Sie sind oft das Gegenteil von dem, was Jesus wollte. Und doch sagte er: „Werdet wie die Kinder!"

Es ist die allgemeine Richtung, in die er uns weist. So wir von ganzem Herzen das Erlösende im Wesen des Kindes suchen werden, so will er es uns finden lassen. Aber suchen müssen wir. Dann leuchtet plötzlich einmal an einer Stelle als fröhliche Kraft das heraus, was wir brauchen, um in die rechte Verfassung — in das Reich Gottes zu kommen.

Es traf einer auf der Straße ein kleines Mädchen, das auf den schwachen Aermchen einen Buben trug, einen festen kleinen Burschen, der für das Kind eigentlich zu schwer war. Es ging nur mühsam unter seiner Last. Er blieb stehen und redete die kleine Kindsmagd an.

„Der kleine Bursch ist wohl recht schwer, mein Kind?" fragte er.

„O nein", sagte die Kleine strahlend, „Bubi ist nicht schwer, Bubi ist mein Bruder!"

Wunderbare Logik! Es ist eben nicht die Logik des Verstandes, sondern des Herzens. Welche von den beiden die entscheidende Geltung im Universum nicht bloß verdient, sondern hat, daran hängt zuletzt unser Schicksal. Jemand hat gesagt, es gäbe nichts Unlogischeres als die Liebe. Das mag in einem bestimmten Sinne wahr sein, schließt aber nicht aus, daß dieses Tiefste in uns seine eigene tiefere Folgerichtigkeit hat, — wie dieser Kindesausspruch zeigt. „Unmündigen ist es geoffenbart." (Matth. 11, 25.)

Wenn wir wären wie dieses Kind, wie leicht würden manche Menschenlasten, an denen wir schwer zu tragen haben!

Ein unerträglicher Mensch, nicht wahr?

O nein, er ist nicht unerträglich, er ist mein Bruder!

Wir sind recht fern vom Reiche Gottes. P J

Der Kaisergedanke in Prophetie, Sage und Dichtung

Der nachstehende Artikel ist aus einer vom Verfasser am 16. Juni d. J. gehaltenen Festrede entstanden. Dem Kenner wird nicht entgehen, daß sich die Darlegungen teilweise mit denen von Fr. Kampers, Die deutsche Kaiseridee in Prophetie und Sage (München 1896) berühren. Doch beruhen sie zumeist auf eigner Kenntnis und Sichtung des Materials, wie hoffentlich auch aus Abweichungen und Ergänzungen gegenüber Kampers deutlich wird.

* * *

Wenn wir uns hier darauf beschränken, die Kaiseridee, wie sie uns in Prophetie, Sage und Dichtung entgegentritt, zu erörtern, so empfiehlt es sich doch, von dem Inhalt der Vorstellung auszugehn, wie er sich vom rechts- und staatsgeschichtlichen Standpunkt aus darbietet. Und da sei hier vorausgreifend gleich bemerkt, daß die Definition des Kaisertums, wie sie der Greifswalder Jurist Hubrich*) in Auseinandersetzung mit Heinrich von Sybel und Laband aufstellt, von unsern Quellen her ihre Bestätigung erfährt: „Die Kaiseridee nämlich — führt Hubrich aus — positiv ausgedrückt, ist nichts Andres als der Gedanke des Großkönig- oder Großfürstentums, dessen Aufgabe es ist, für ein ganzes, sich als Einheit fühlendes oder als Einheit zusammengefaßtes Kulturgebiet die Grenzwacht zu führen und dadurch Existenz und Gedeihen dieses Kulturgebietes sicher zu stellen. Kraft innerer Nötigung muß daher für gewisse Kulturgruppen in bestimmter Zeitlage die Kaiseridee zum Vorschein kommen. Im übrigen kann freilich die rechtliche Umschreibung der Stellung des fraglichen Großkönig- oder Großfürstentums in den einzelnen konkreten Fällen nach Maßgabe der verschiedenen Kulturgruppen und Zeitverhältnisse sehr divergieren. Insbesondre kann der Repräsentant der Kaiseridee ebensogut Delegatar des souveränen Volkswillens wie eigenberechtigter Monarch im strengen staatsrechtlichen Sinne sein; er kann nicht minder Führer eines zum absoluten Einheitsstaat gewordenen Kulturgebiets sein, wie nur der erste in einer ganzen Reihe von Machthabern innerhalb des nämlichen Kulturgebiets."

Um den morschen Bau des „lieben heilgen römischen Reiches" war es schon vor 1806 geschehen. Als im Mai 1804 das napoleonische Kaisertum gegründet wurde, da war es klar — führt Treitschke aus —: der Korse schmückte sich mit dem Diadem der Caesaren und der Karolinger. Das römische Kaisertum ging von den Habsburg-Lothringern auf Napoleon über; offen sprach der Usurpator von dem Kaisertum des Abendlandes, gegen das Oesterreich oder Rußland keine Empörung wagen werde, und die Adler des kaiserlichen Rom prangten auf den Feldzeichen seiner Legionen. Diesen Tatsachen gegenüber erscheint die Aufhebung des Reichs zu Regensburg fast wie eine bloße Formalität. Der Traum von dem napoleonischen Weltreich überdauerte den Sturz des Gewaltigen. Der Haß der Bourbons und ihrer Freunde, wie er z. B. auch in einigen früheren Gedichten des „in allen Sätteln gerechten" Victor Hugo durchklingt, goß nur Oel in die flammende Begeisterung der Bonapartisten. Das Volk meinte, ein Mann wie Napoleon könne nicht sterben, und weit über die Grenzen Frankreichs hinaus haftete dieser mächtige Eindruck. Die Beduinen erzählten von dem großen Frankensultan Iskander (Alexander), der nach 2000 Jahren wieder ostwärts gezogen sei, und in Thüringen

*) Die Grenzboten 1911, 2, S. 447 ff.

wußte man zu berichten, Napoleon habe den Rotbart im Kyffhäuser abgelöst. Zwei Männer — so erzählt eine Sage dort — sahen den Franzosenkaiser, wie er in grauem Mantel und dreieckigem Hut, mit blassem Antlitz und blitzenden Augen durch die Trümmer der Kyffhäuserburg schritt und dort verschwand, um träumend den Platz Kaiser Friedrichs einzunehmen. — Eine andre Sage dagegen weiß, daß Kaiser Friedrich durch Frau Holle den französischen Eroberer auffordern ließ, Deutschland zu räumen, sonst würde er schmählich untergehn.

Und um diese Zeit wars ja, daß durch Rückert die Barbarossasage neu auflebte. Auch die Karlslegende erhob, vom Dichter geweckt, in Deutschland wieder ihr Haupt. Max von Schenkendorf sang zur tausendsten Wiederkehr des Todestages Kaiser Karls, zum 28. Jänner 1814:

> Das ganze Deutschland schaut
> voll Schmerz nach deinen Zeiten.
> Der heilge Morgen graut,
> zu dem wir uns bereiten —
> Steh auf in Herrlichkeit,
> nimm Schwert und Scepter wieder,
> dann kommt die bessre Zeit
> vom Himmel zu uns nieder.

Deutschland beruhigte sich glücklicherweise nicht bei dem Troste, daß die Siege eines Kant und Goethe mehr wert seien als die Lorbeern von Marengo. Die Krisis von 1806/7, die „Schule des Unglücks", wie sie Gneisenau nannte, rüttelte die preußische Armee erbarmungslos aus ihrer sicheren Ruhe auf und zeitigte jene beispiellose sittliche Erneuerung im ganzen Volk, die sich in den Befreiungskriegen so herrlich bewährte. Die Erfolge der Verbündeten stärkten das wiedererwachte Nationalbewußtsein, wie es sich auch in der Freude an alter deutscher Dichtung bekundete; geleitete doch 1815 eine „Zelt- und Feldausgabe" des Nibelungenlieds die deutschen Studenten nach Paris. — Und wenn auch das mannigfach sich äußernde Sehnen nach einer sichtbaren Darstellung deutscher Einheit zunächst ungestillt blieb, wenn auch mit Uhland noch mancher andre Sänger und Patriot die Hoffnung aufgab, die Erfüllung zu erleben: trotz der Enttäuschung von 1849 verstummte nun das Sehnen nicht wieder bis zu der glänzenden Verwirklichung des deutschen Kaisertraums unter dem Donner der Geschütze vor Paris am 18. Januar 1871. Der Ort dieser Verwirklichung aber gewinnt angesichts der alten Rivalität zwischen Frankreich und Deutschland ein gesteigertes Interesse.

* * *

Der ideelle Kampf um das Erbe der römischen Caesaren, den das Auftreten des ersten Napoleon zwischen Frankreich und Deutschland neu entfachte, ist an die tausend Jahre alt. Seine Voraussetzungen und einige Höhepunkte aus seinem Verlauf uns zu vergegenwärtigen, müssen wir weit zurückgreifen.

Hochgespannte messianische Erwartungen verband man in Rom wie in den Provinzen, besonders unter Augustus, mit dem Caesarentum; das goldene Zeitalter sollte er wiederherstellen, ein Friedensreich sollte der gekrönte Weltheiland*) heraufführen, dessen Segnungen Dichter und Rhetoren in überschwänglichster Weise priesen. Mit Vorliebe stützten sie sich dabei auf Orakelsprüche, vor allem jener durch alte Tradition geheiligten Seherinnen, der Sibyllen, in deren Weissagungen sich freilich viel junges falsches Gut eingeschlichen hatte. Am berühmtesten sind nachmals die sibyllinischen Prophezeiungen Vergils geworden. Aber auch z. B. sein Zeitgenosse Tibull verkündet unter Berufung auf ein Sibyllenwort nach früheren Schrecken eine selige Zeit unter dem Zeichen des Phoebus Apollo, vor allem: die Weltherrschaft des römischen Namens

> so weit, als ihr Feld Ceres vom Himmel beschaut,
> wo sich der Osten erstreckt, und wo mit den wogenden Fluten
> Vater Oceanus Sols schnaubende Rosse bespült.

Und „vom Gotte erfüllt, trog nie die Sibylle die Römer", fügt der Dichter zuversichtlich hinzu. — Solche Träume vom Friedensreich und von der Weltherrschaft waren nicht neu: es eröffnen sich hier Durchblicke in altorientalische, insbesondere ägyptische Ueberlieferungen. Und auch nach dem Tode des Augustus verstummte die Stimme der Verheißung nicht. Als der letzte seines Hauses, Nero, stirbt, erwartet man dessen Wiederkehr; falsche Nerone treten auf, der Faden der Prophetie reißt nicht ab. Im dritten Jahrhundert holte man alte Sibyllensprüche hervor und bezog sie auf Kaiser Probus. Hätte er nur länger gelebt, tröstete man sich später, so hätte der Erdkreis keine Barbaren mehr. — Einige Zeit nach dem Tode der Kaiser Tacitus und Florian wurde aus ihrem Geschlecht ein Kaiser geweissagt, der in tausend Jahren auftreten, alles vom Ozean umspülte Land unterwerfen, dem Senat die Herrschaft wiedergeben und im hohen Alter ohne Erben sterben werde.

In die Form sibyllinischer Weissagungen kleidet auch mit Vorliebe das alte wie das mittelalterliche Christentum, wie vor ihm das Judentum, seine auf die Endzeit gerichteten Erwartungen. Jene auch diesseits der Alpen in der spätmittelalterlichen Kunst so beliebten Frauengestalten — es sei nur an die Chorstühle Syrlins des Aelteren im Ulmer Münster und an das sogenannte „Huldigungszimmer" im Rathaus zu Goslar erinnert, wo die Sibyllen unter lauter Kronenträgern erscheinen — kommen keineswegs nur als heidnische Prophetinnen auf Christus in Betracht, sondern vor allem auch als Trägerinnen der mit dem Weltgericht, der dies irae dies illa verbundenen Enderwartungen, mit denen die mittelalterliche Kaiserprophetie aufs engste verknüpft ist. Ganz besonders gilt das von der mittelalterlichen tiburtinischen Sibylle, durch deren Verheißungen wir an jene nach dem Tode des Kaisers Tacitus hervortretende Prophetie erinnert werden.

Aber wie konnten innerhalb des Christentums die alten Vorstellungen vom Weltberuf und der Weltdauer des römischen Imperiums fortbestehen? Sieht nicht die Offenbarung Johannis in dem wiederkehrenden Nero den Antichrist, den vermenschlichten Teufel, wie ihn das Buch Daniel gezeichnet hatte? Und löste nicht die Idee vom universalen Gottesstaat, den Augustin, freilich inkonsequent, der sichtbaren katholischen Kirche gleichsetzte, die Idee vom römischen Weltstaat ab? — Dieser Kirchenvater räumte dem Weltstaat, mit dem jener Gottesstaat bis ans Ende vermischt bleiben werde, die Bedeutung ein, äußerlich Frieden und Ordnung aufrecht zu erhalten.

Aber es wirkte bis ins späte Mittelalter noch eine andre Auffassung von der Aufgabe des universalen römischen Reiches nach, die sich auf eine viel umstrittene Stelle des 2. Thessalonicherbriefes stützte. Hier ist davon die Rede, daß vor der Wiederkunft des Herrn ein „Abfall" kommen müsse, dann erst werde der Widersacher, der Antichrist, erscheinen, den Christus vernichte. Noch aber sei der Antichrist durch eine Macht zurückgehalten; erst wenn diese gefallen sei, könne er auftreten. Diese zurückhaltende Macht deutete man auf das römische Reich und jenen „Abfall" auf dessen Auflösung. So erwartete man den Untergang des römischen Imperiums erst als Einleitung der Endzeit. — Eine versöhnliche Stellung zur weltlichen Gewalt war natürlich besonders nahe gelegt, seitdem diese ihre Feindseligkeiten gegen das Christentum eingestellt und es zur Staatsreligion erhoben hatte. Und so leben denn, in christlicher Umformung, eingegliedert in das alte Programm jüdisch-christlicher Endvorstellungen, die alten Kaiserweissagungen fort, durch die jeweiligen Zeitumstände immer wieder modifiziert.

Als das abendländische Kaisertum sinkt, wird Ostrom die Trägerin dieser Erwartungen. Byzantinische Sibyllen bilden sie weiter aus.

Als Kaiser Heraklius im Beginn des siebten Jahrhunderts die Sassanidenmacht beugte, da erwartete man, daß nun eine Sabbatzeit für die Welt anheben werde, nachdem der Kaiser sechs Jahre lang im Felde lag. — Unter dem Eindruck der Triumphzüge des Islam und des Verfalls der byzantinischen Macht steht eine etwas spätere, gegen Ende des siebten Jahrhunderts entstandene Prophetie des Ostens, die im übrigen viel altes Gut weiterführt und für die Uebertragung dieser ganzen Zukunftsträumereien auf das emporblühende Frankenreich im Westen von Bedeutung wurde. Der Verfasser sieht im Römer=

*) Zu diesem wichtigen Begriff vgl. Fr. Kampers, Alexander der Große und die Idee des Weltimperiums in Prophetie und Sage 1901; Paul Wendland in der Zeitschrift für die neutestamentliche Wissenschaft V (1904) S. 335 ff., und Hans Lietzmann, Der Weltheiland, eine Jenaer Rosenvorlesung, Bonn 1909.

reich das letzte der im Buche Daniel verheißenen Weltreiche, erwartet das Ende im siebten Jahrtausend, von der Schöpfung an gerechnet, und das sechste ist bereits überschritten. Wenn die von den Arabern ausgehende Bedrängnis ihren Höhepunkt erreicht hat, wird sich plötzlich der letzte „König der Griechen oder Römer" erheben, den die Menschen gleichsam für tot hielten, und die Macht der Feinde brechen. Dann soll Friede auf der Erde walten, wie er niemals war, bis jene wilden biblischen Völker, Gog und Magog, hervorbrechen, die nach der Legende einst von Alexander eingeschlossen wurden. Gott aber wird sie vernichten. Nun steigt der König der Römer nach Golgatha hinauf, und indem er seine Krone auf das Kreuz legt, tritt er das Reich der Christen an Gottvater ab. — Darauf kommt der Antichrist; die gegen ihn auftretenden, einst nur entrückten Propheten Elias und Henoch werden getötet; endlich erscheint Christus, der Antichrist fällt, das Weltgericht hebt an. — — Hier ist also der freiwillige Verzicht des letzten römischen Herrschers an die Stelle der Auflösung des Reiches durch den allgemeinen Abfall getreten, wie man ihn früher im Anschluß an den 2. Thessalonicherbrief erwartete.

* * *

Solche Weissagungen waren nun auch im Westen, diesseits der Alpen, bekannt, ehe noch Karl das abendländische Kaisertum erneuerte. — Wenn wir aus den Eddaliedern, vor allem der Voluspa, Schlüsse auf den Glauben unsrer heidnischen Vorfahren machen dürfen, so kam darin manches den mit dem Christentum eindringenden Endvorstellungen entgegen. Was der christliche Dietrich von Bern bei Hebbel am Nixenbrunnen erlauscht, vom „großen Sonnenjahr", von einem „letzten Herbst, der alle Formen der Natur zerbricht, und einem Frühling, welcher bessre bringt", das sind ja heidnische Reminiszenzen. Denn also verkündet die nordische Seherin von einem bevorstehenden Verfall von Zucht und Sitte:

Es befehden sich Brüder und fällen einander,
die Bande des Bluts brechen Schwestersöhne,
arg ists in der Welt . . .
nicht einer der Menschen wird den andern schonen.

Dann aber taucht die neue, bessre Zeit empor:

Aufstehn seh ich zum andern Male
aus der Flut die Erde . . .
auf unbesätem Acker werden Aehren wachsen,
das Böse schwindet, denn Baldr erscheint.

Solche Ideen mögen in unsrer deutschen Heimat die Erwartung eines kaiserlichen Helden vorbereitet haben, der dem Unrecht steuern und eine glückliche Zeit herbeiführen sollte.

Im Jahre 796 schreibt Alkuin, man könne Gott nicht genug danken, daß er in diesen letzten gefährlichen Zeiten dem Christenvolk einen solchen Lenker und Verteidiger gegeben habe. Und als nun das bedeutsame Weihnachtsfest des Jahres 800 der abendländischen Welt ihr römisches Kaisertum wiederschenkte, da belebten sich zugleich alle Hoffnungen, die man je mit der kraftvollen Vertretung dieser Würde verbunden hatte.

Nach der Teilung aber des mächtigen Frankenreichs beginnt alsbald auch in Legende und Prophetie die Rivalität zwischen Deutschland und Frankreich hervorzutreten. Die Legende von Karls Pilgerfahrt in den Orient und die damit verbundene Reliquienüberführung von Aachen nach St. Denys zeigt deutlich das Bestreben Frankreichs, in diesem Ort im Gegensatz zu Aachen ein neues Zentrum karolingischer Traditionen aufzustellen. — Im Jahre 954 verfaßte ein Mönch, Adso mit Namen, für die französische Königin Gerberga, eine Tochter des deutschen Heinrich I., eine Schrift „vom Antichristen". Hier heißt es, die Zeit des Antichrists sei noch nicht da, weil das Römerreich noch bestehe, denn dieses werde von den Frankenkönigen aufrecht erhalten. Unter Berufung auf einheimische Doctores wird dann für die Endzeit ein König der Franken verheißen, der das römische Imperium wieder völlig aufrichten und dann zur Einleitung der Schlußkatastrophe Scepter und Krone auf dem Oelberg niederlegen solle.

Wie eine Antwort auf diese in Frankreich gehegten Erwartungen mutet die wenige Jahre später erfolgte Herstellung des „heiligen römischen Reiches deutscher Nation" an. Eine literarische Antwort aber haben wir aus Barbarossas Zeit in einer dramatischen Dichtung, in der Adsos Schrift teilweise benutzt zu sein scheint.

Die Zeit Friedrichs I., der auch vom byzantinischen Kaiser Unterordnung forderte, und dessen energischer Kanzler, Rainald von Dassel, die Staaten England und Frankreich als Provinzen des Reiches ansah, war wohl geeignet, das nationale Bewußtsein in Deutschland bis zu einer so erfreulichen Höhe zu steigern, wie sie uns in diesem, freilich lateinisch geschriebenen geistlichen Spiel entgegentritt.

Die Szenerie zeigt den Tempel Gottes und mehrere Königsthrone. Der Tempel ist im Osten zu denken, bei ihm der Stuhl des Königs von Jerusalem und der der jüdischen Synagoge. Im Westen steht der Thron des römischen Kaisers, dabei der des deutschen und der des Frankenkönigs. Abseits endlich befindet sich der Stuhl des Griechenkönigs, also Byzanz, und der des Königs von Babylon, der das Heidentum repräsentiert. — Mit einem charakterisierenden Eingangsgesang halten nun nacheinander die Vertreter des Heidentums, des Judentums und der Christenheit ihren Einzug. Kirche, Papst und Kaiser treten zusammen auf. Der Kaiser sendet Boten aus an die einzelnen Könige und fordert unter Berufung auf die historische Weltherrschaft des fiscus Romanorum, wie es hier heißt, deren Unterwerfung. Dabei werden die Franken, an die er sich auch zunächst wendet, besonders ausgezeichnet. Während die Griechen und Jerusalem sich ohne weiteres fügen, wagen die Franken, deren Waffentüchtigkeit der Kaiser besonders hervorhebt, hartnäckigen Widerstand. Durch die Boten lassen sie dem Kaiser bestellen, wenn das geschichtliche Herkommen entscheide, dann gebühre gewiß nicht ihm, sondern ihnen das Imperium. Der Kaiser aber spricht das nachmals in der Geschichte Frankreichs oft genug bewährte Wort:

Corda solent ante ruinam exaltari,
Superba stultos loqui nolite mirari!
Es pflegt der nahe Fall sich stets durch Hochmut anzukünden.

Besiegt fleht darauf der Frankenkönig um Schonung und erhält als Vasall sein Königtum zurück.

Nachdem die gesamte Christenheit der Kaiserlichen Herrschaft sich unterworfen hat, erhebt sich das Heidentum unter dem Könige von Babylon und zieht wider Jerusalem zu Felde. Ausgesandte Boten aber rufen den Kaiser zu Hilfe. Nach Besiegung der Feinde zieht der Kaiser in Jerusalem ein, betet im Tempel an und entäußert sich vor dem Altar der Kaiserlichen Herrschaft, indem er Krone und Scepter niederlegt. Dann begibt er sich zum deutschen Königssitz. — Jetzt aber tritt der Antichrist auf, begleitet von zwei allegorischen Figuren, der Heuchelei und dem Ketzertum, und bemächtigt sich mit Gewalt des Thrones von Jerusalem. Der vertriebene König flieht einsam zum König der Deutschen.

Inzwischen schlägt der Antichrist einen Thron im Tempel auf. Die Mittel, mit denen er darauf die übrigen christlichen Fürsten für sich gewinnt, waren traditionell gegeben, wie so vieles Andre: kriegerische Schrecken, verführerische Geschenke und blendende Wunder. Aber sehr fein und bezeichnend ist es, wie diese Mittel auf die verschiedenen Völker verteilt sind: bei den Griechen genügen Drohungen, bei den Franken Geschenke. Der deutsche König weist solche Geschenke entrüstet zurück und besteht das gegen ihn zu Felde ziehende Vasallenheer des Antichrists. Siegreich heimkehrend spricht der Deutsche das stolze, schöne Wort:

Bluten muß man können, gilts des Vaterlandes Ehre,
Mannheit schützt den Herd, daß ihn kein Feind versehre.
Ist Recht durch List verkauft, kauft mans zurück mit Blute,
Der unverletzten Zier des Kaisertums zu gute. —

Mit Recht bemerkt hierzu v. Zezschwitz, der Herausgeber unsers Dramas: „Der Mann, der so dichten, der so fühlen konnte, stand selber auf der Höhe deutscher Ehre, deutschen Glaubens."

Aber der feste, tapfre Recke, der mit Geschenken und mit Waffen nicht zu überwinden war, läßt sich durch Wunder übertölpeln und tritt nun auch in den Dienst des Antichrists. Das Weitere verläuft wesentlich nach dem traditionellen Programm

bis zur Vernichtung des Antichrists und dem Triumphgesang der Kirche:

Laudem dicite deo nostro!

Von der Verbreitung dieses geistlichen Spieles zeugen manche literarische Spuren. Und es ist um so interessanter, hinter dieser deutschen Kaiserprophetie die Gestalt Friedrich Barbarossas zu entdecken, als bekanntlich hinter der uns geläufigen Rotbartsage sich die Person Kaiser Friedrichs II. verbirgt.

Friedrich I. und sein Sohn, Friedrich von Schwaben, sinken im dritten Kreuzzug dahin, ohne die hochgespannten Erwartungen zu erfüllen, die die kraftvolle Herrschaft des Kaisers geweckt hatte. Mit der dieser Weissagungsüberlieferung eigenen Zähigkeit setzt man nun die Hoffnung auf einen dritten Friedrich: Friedrich der II., später vorübergehend auch Friedrich III. werden Gegenstand der Prophetie.

In Italien freilich sind es zunächst keineswegs messianische Erwartungen, die man an den Namen Friedrichs II. knüpft; man sieht in ihm eine Zuchtrute, einen Vorläufer des Antichrists. Das war um die Zeit, als Karl von Anjou von der Monarchie eines Caesar und Augustus träumte und die nach Italien hinübergedrungenen französischen Karltraditionen neu belebte; verglich doch auch der Papst den französischen Prinzen, dessen er bedurfte, mit Karl dem Großen. Diese Verhältnisse spiegeln sich in den damaligen Prophetien, wie sie namentlich eine auf den berühmten Abt Joachim von Fiore in Calabrien zurückgehende Bewegung hervorbrachte. — In Deutschland hegte man in staufenfreundlichen Kreisen ganz andre Erwartungen. Da soll ein Fridericus orientalis den Untergang Karls von Anjou herbeiführen. In Thüringen und weit darüber hinaus setzte man alle Hoffnungen auf Friedrichs des II. Enkel, Friedrich den Freidigen, Markgrafen von Meißen, in dem man nun jenen dritten Friedrich erblickte. Daneben aber kam auch hier jenes zuerst in Unteritalien und Sizilien auftauchende, durch ein dunkles Sibyllenwort Vivit, non vivit unterstützte Gerücht in Aufnahme, daß Friedrich II. noch lebe und sich verborgen halte, bis seine Zeit zur Wiederkunft gekommen sei. „Vi den tiden — so meldet die sächsische Weltchronik für das Jahr 1251 — segede man, dat storve keiser Vrederic; en del volkes segede, he levede; de twivel warede lange tit." Die falschen Friedriche zeigen, wie fest dieses Gerücht bald im deutschen Volksglauben wurzelte; und nicht die schwächste Triebfeder in der Entwicklung der Friedrichsage ist das deutsche Sehnen nach Erlösung vom Pfaffenregiment. — Johann von Winterthur erzählt um 1348, daß in seiner Zeit bei vielen Leuten jeden Standes die Erwartung verbreitet gewesen sei, Kaiser Friedrich II. müsse wiederkommen, um eine kirchliche und soziale Reform durchzuführen. Die Geistlichen werde er verfolgen, den Zölibat abschaffen, Jedem zu seinem Recht verhelfen, schließlich, nach einer ruhmvollen Regierung, auf dem Oelberg oder bei dem dürren Baume der Herrschaft entsagen. Von diesem dürren Baum, der auf alte orientalische Sagenüberlieferung zurückgeht — auch die Araber kennen ihn — berichtet um dieselbe Zeit ein Sibyllenbuch. Kaiser Friedrich

. . . gewinnet daz helge grap über mere,
do stat ein dor boum und ist gros,
und sol so lange stan blos,
biez der keiser Friedrich dar an
einen schilt gehenken mag und kan
[so wirt der boum wider gruen gar].

Die durch die Brüder Grimm bekannte Sage von dem ausgedorrten Birnbaum auf dem Walserfeld bei Salzburg stammt aus demselben Ueberlieferungsstrom. Viele Jahre bleibt dieser Baum noch dürr stehn. Wann er aber zu grünen anhebt, wird eine letzte schreckliche Schlacht geschlagen. Dann wird ein Herrscher — hier ist es der Bayernfürst — seinen Wappenschild daran aufhängen und Niemand wissen, was es bedeutet.

Eine andre gleichfalls in der Grimmschen Sammlung zu findende Sage vom „verlorenen Kaiser Friederich" zeigt uns die Friedrichstradition noch in einem Stadium vor ihrer Festsetzung am Kyffhäuser. Nach einer am Ausgang des vierzehnten Jahrhunderts anzusetzenden Ueberlieferung verschwindet der Kaiser bei der Jagd durch einen geheimnisvollen Ring, ein Geschenk des sagenhaften Priesterkönigs Johannes von Indien:

also ward der hochgeporn
Keiser Friederich do verlorn.

Bauern aber sagen, daß er sich oft als „Waller" bei ihnen sehen ließ und dann von künftigen großen Taten zu ihnen redete, unter denen das „Stören der Pfaffen", die Wiedergewinnung des heiligen Landes und das Schildaufhängen am dürren Ast nicht fehlen. — Der „Waller" erinnert an Wodan, und es ist auch nicht ohne Grund vermutet worden, daß die Verweisung Friedrichs auf, später in den Kyffhäuser zuletzt auf einen besondren Wodanskult in dieser Gegend zurückgehe. Wie dem auch sei, jedenfalls wies man Friedrich, wie auf Sizilien den Aetna, in Thüringen den Kyffhäuser an. Möglicherweise hat er hier Friedrich den Freidigen abgelöst. Daß daneben auch in andern Gegenden die Sage von dem im Berge hausenden Friederich lokalisiert wurde, wie z. B. bei Kaiserslautern, hat angesichts der frühen weiten Verbreitung der Kyffhäusersage geringere Bedeutung.

* * *

Inzwischen verstummten nun die franzosenfreundlich weissagenden Stimmen keineswegs. In der Zeit der kirchlichen Spaltung, gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts, tritt eine Prophetie hervor, die einen heiligen Papst, einen Kaiser der Verfolgungen aus dem Blute Friedrichs II., der sich Friedrich der Dritte nennen wird, und eine große Reformation verhieß. Der Kaiser wird einem falschen Papst deutscher Abkunft helfend zur Seite stehn. König Karl von Frankreich wird besiegt und gefangen gesetzt, darauf aber befreit und vom Engelpapst zum Kaiser gekrönt werden, mit dem er dann das Reformationswerk in Angriff nehmen und das heilige Land wiedergewinnen soll. Althergebrachte Züge malen die Endkatastrophe aus.

Die Entgegnung deutscherseits kam nicht viel später in Gestalt einer visionären Schrift. Hier tritt „vom Lilienfelde kommend", also aus Frankreich, ein Bewaffneter auf, mit dem Anspruch, alle Lande müßten ihm zu Füßen liegen. Der Papst wird ihn zum Kaiser krönen, und er wird die Macht von den Deutschen nehmen. Die aber wählen sich einen Kaiser aus der Rheingegend, der auf einem weltlichen Konzil zu Aachen einen Patriarchen von Mainz einsetzen läßt, den französischen Kaiser im Kampfe tötet und Mainz zum Zentrum der Kirche erhebt.

Die Hoffnungen, die man anfänglich in Deutschland auf Karl V. setzte, ließen hier die alte Karlstradition noch einmal ihr Haupt erheben; und die daraus entstehenden Prophetien sollen in Frankreich in weiten Kreisen nicht geringen Schrecken verursacht haben. Vorherrschend aber wurde in Deutschland die Friedrichsprophetie. In einem Volksbuch von 1519 findet sich die Sage auf Barbarossa übertragen; Verwechslungen zwischen Friedrich II. und dem Rotbart lassen sich schon früher nachweisen.

Die im Volk fortlebende Sage führt manche alten Züge, oft unverstanden, weiter; Andres wird abgestreift. Die Phantasie malt sich den Aufenthalt des Kaisers und seinen Verkehr mit der Außenwelt aus. Die durch die Brüder Grimm bekannten Geschichten von dem Schafhirten, der von einem Zwerg zum Kaiser hinabgeführt und von diesem nach den Raben gefragt und reich beschenkt wird, sowie von dem Bauern, der dem Kaiser sein Getreide verkauft, lassen sich um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts im Volksmunde nachweisen. Aber bei alledem bleibt der Grundgedanke der deutschen Kaiserprophetie von einem zukünftigen siegreichen Herrscher und der Herstellung eines Weltfriedens durch ihn unverdunkelt. Das zeigen auch z. B. die Phantastereien in Grimmelshausens „Simplizissimus" vom „deutschen Held", „der die Welt zwingen wird und Fried erjagen."

Der alte Sibyllentraum von einem letzten mit seiner Herrschaft die Welt umspannenden Kaiser, der das Regiment an heiliger Stätte niederlegen sollte, machte mehr und mehr der schlichteren Hoffnung Platz auf ein einiges, mächtiges, blühendes Deutschland, hergestellt und vertreten durch einen sieghaften und gerechten deutschen Kaiser. Und in diesem Sinn singen und reden wir mit Recht von einer Erfüllung der alten Kaiserprophetie in unsern Tagen. „Die deutsche Krone auf dem Haupte Eurer Majestät wird dem wieder aufgerichteten Reiche deutscher Nation Tage der Macht, des Friedens, der Wohlfahrt und der

im Schutze der Gesetze gesicherten Freiheit eröffnen", so hieß es in der Kundgebung des Norddeutschen Reichstags vom 10. Dezember 1870, der Süddeutschland begeistert zustimmte. Von der Verwirklichung dieses treu gehegten deutschen Traumes zeugt das stolze Denkmal auf dem Kyffhäuser; und von der Rothenburg herüber grüßt noch ein andrer Bau, mahnend an Bismarck, den edlen starken Nibelungenrecken, der das versenkte Gold der alten Herrlichkeit wieder ans Licht brachte.

Zwei Gedanken, zu denen uns die geschichtliche Betrachtung der deutschen Kaiseridee anregt, seien zum Schlusse noch hervorgehoben. Das unverfälschte Volksempfinden erwartet von einzelnen gottbegnadeten Führern das Glück des Vaterlandes; nicht von den Massen kommt das Heil: Männer machen die Geschichte. Sodann ist der Kaisergedanke in Deutschland von jeher verknüpft mit dem Grundsatz energischer Abwehr, nicht nur der äußeren Feinde, sondern auch aller im Innern zersetzend wirkenden Mächte. Und Raben nnd andre Vögel, die krächzend und hemmend den deutschen Kaisersitz umschwärmen, gibt es heute mehr denn je zu verscheuchen. Hans Vollmer

---

Ernst Lissauer: 1813

Wir Deutsche haben im allgemeinen kein Talent für nationale Feste, und auch die deutsche Dichtkunst hat dieser Aufgabe gegenüber in der Regel versagt. Da ist es ein ungewohntes Glück, daß die größte Heldenzeit des deutschen Volkes nun doch eine würdige Verherrlichung durch die Kunst des Dichters erlebt hat. Freilich, das Festspiel von Gerhart Hauptmann ist dies nicht geworden; denn alle Sympathie für den Dichter und aller Unwille über die Behandlung seines Werkes kann auf die Dauer über das Verfehlte und den ästhetischen Unwert dieses Werkes nicht täuschen. Was hier fehlt: wirkliches Einleben in die große Zeit und gestaltungsmächtige Phantasie, das hat in vollem Maße das Werk eines jungen Berliner Dichters, von dem hier die Rede sein soll.

Lissauers „1813" ist ein Cyklus von 44 Gedichten. Vielleicht ist gerade diese ungewöhnliche Form geeignet, die Dichtung wirklich zum Volksbuch zu machen. Gleichwohl ist die künstlerische Einheit stark ausgeprägt; zunächst in der Auffassung der Geschichte, die das Ganze durchdringt und bindet. Sie heißt: Das Jahr 1813 ist eine Leistung des deutschen, speziell des preußischen Volkes. Des Volkes, nicht der Fürsten und Regierungen. Von diesen tritt nur Friedrich Wilhelm III. auf, aber nicht führend, sondern hemmend: der kleine Mensch, der dem großen Moment nicht gewachsen ist, eine subalterne Natur, „ein braver Privatmann" (S. 21), ein „ungläubiger Thomas" (S. 24), der nur widerwillig vom Volke mitgerissen wird (S. 25). Auch der Adel hat nicht die Führung, er sieht vielmehr in seinem Standeshochmut scheel auf die Erhebung des Volkes („Der gescheute Gaul" S. 45). Führer sind vielmehr die großen Einzelnen, die genialen Staats- und Kriegsmänner (Stein, Scharnhorst, Blücher und Gneisenau, York), die Dichter und Denker (Kleist, Körner, Arndt, Fichte), die uns in prächtigen „Silhouetten" vorgeführt werden. Sie sind es, weil in ihnen gleichsam die Kraft und der Wille des Volkes zu Kraftzentren zusammengeballt ist (bei York wunderschön ausgedrückt). Vor allem aber ist das Volk als Masse auf der Bühne, und als sein Erleben zieht nun der Inhalt des großen Jahres vor uns vorüber.

Die Vorspiele beginnen mit einem allgemeinen Bilde der „Notzeit" in den preußischen Landen und den Silhouetten zweier Vorkämpfer (Kleist, Fichte). Dann folgt das eigentliche Vorspiel der deutschen Erhebung, der russische Feldzug; aber auch den lernen wir als Erlebnis des deutschen Volkes kennen; wir sehen das bunte, endlose, Augen verwirrende und Ohren betäubende Schauspiel des „Durchzuges"; wir nehmen teil an der dumpfen Erwartung, die sich von dunklen Gerüchten nährt, und an dem Jubel bei der „Kunde" vom Ausgange. (Nur ein Gedicht führt aus Deutschland hinaus und fällt überhaupt etwas aus dem Rahmen: „Moskau". Es ist auch sonst nicht ganz gelungen.)

Der eigentliche Gegenstand gliedert sich von selbst in zwei parallele Hauptteile: die glaubensstarke und opferfreudige Erhebung des Frühlings und die Zeiten der entscheidenden Schlachten im Spätsommer. Dazwischen schiebt sich ein Mittelsatz von ganz anderm Charakter: die Zeit der Siege Napoleons im Mai und des Waffenstillstandes (1. Juni bis 16. August). Den Anfang der „Erhebung" bezeichnet die Konvention von Tauroggen. Dies Ereignis wird doppelt dargestellt: nach seiner inneren Wirklichkeit, psychologisch-realistisch in „Tauroggen", und nach seiner geschichtlichen Bedeutung, ins Sagenhafte erhöht, in der „Mühlenlegende". So steht York bedeutungsvoll am Anfange, und neben ihm der Feind und Hinderer der Bewegung, der König, der noch nicht glauben kann, als das Volk sich schon aus eigner Kraft erhoben und gerüstet hat („Die Freiwilligen", S. 25). Dieses Volk in seiner Kriegsbegeisterung und seinem schrankenlosen Opfermut („Die Opfergaben" I—III) ist durchaus der Held des ersten Teiles, dessen Gedichte in einem schönen, geschlossenen Zusammenhange stehen und in kraftvoller Steigerung zum „Volkspfingsten", dem Höhepunkt und Schlußstück der Gruppe, hinaufführen. (In wie schroffem Gegensatz diese Darstellung zu der offiziellen, höfischen Geschichtsversion steht, läßt sich daraus ermessen, daß der „Aufruf an mein Volk" gar nicht erwähnt ist. In Wahrheit waren ja die treibenden Kräfte der Befreiung alle schon vorher in Erscheinung und Wirksamkeit getreten.)

In den Zwischenspielen steht Napoleon als der Herr der Ereignisse im Vordergrunde, in zwei Genrebildern nach seinem Charakter und seiner Macht über die Menschen prächtig gezeichnet. Ihm gegenüber steht sein entschlossenster Gegner Blücher, auch er durch ein kleines Ereignis in seiner unverwüstlichen Kampfeslust und seinem sieghaften Optimismus höchst lebendig vergegenwärtigt. Dann wieder das Volk: die Erbitterung und dumpfe Empörung gegen den Waffenstillstand, die im geheimen fortschwälende Glut des Rache- und Kampfdurstes, die heimliche Vorbereitung des neuen Kampfes.

Die Befreiung eröffnen die Lützower in drei Bildern (Einsegnung, Silhouette VIII: Körner, Lützower Handstreich). Dann folgen die großen Schlachten, von denen uns eine kleine Auswahl vorgeführt wird. (Von den Siegen Napoleons ist keiner dargestellt, von den Schlachten des Frühlings ebenfalls keine, — von dem historisch unbedeutenden „Reiterstück" abgesehen.) Dafür hat von den dargestellten eine jede ihr ganz individuelles Gesicht: die Mitwirkung der Natur charakterisiert die Schlacht an der Katzbach („Der Aufstand der Flüsse"), „die Entladung" des lange aufgespeicherten Ingrimms, der dumpfen Volkswut (bei der Landwehr), das Gefecht bei Hagelberg — also Land und Volk kämpfen in der ersten Reihe; dann erst erleben wir den todverachtenden Mut der regulären Truppen bei Wartenburg (im Register fälschlich auf den 3. September statt auf den 3. Oktober datiert). Und endlich die „Völkerschlacht" bei Leipzig, als zusammenfassendes und krönendes Schlußstück.

Mit dieser schließt die Darstellung des Krieges. Mit Recht. Das Jahr 1813 bietet nachher wenig bemerkenswerte Ereignisse mehr, und der Feldzug von 1814 in Frankreich gehört nicht mehr zu der Befreiung Deutschlands, die tatsächlich bei Leipzig entschieden wurde, und führte ohne rechten Abschluß in das Elend der diplomatischen Verhandlungen hinüber. Auffallender ist es, daß Lissauer nicht überhaupt mit Leipzig Schluß macht, sondern in den Nachspielen noch in die nachfolgende Restaurationszeit hinausblickt. Das „Histörchen von der Reaktion" schildert die Reaktion in Hessen als krassestes Beispiel im Bilde des bekannten Märchens „vom Krebs im Mohriner See"; der „Kongreß-Spuk" das künstlich-gespenstische Wiederaufleben des ancien régime; „das Kyffhäuserfest" ist wohl eine poetische Transposition des Wartburgfestes von 1817. Dies Verfahren ist doch verständlich und berechtigt bei der besonderen Einstellung der Dichtung. Wenn alles vom Standpunkt des deutschen Volkes aus gesehen und erlebt wird, dann gehört allerdings die große Enttäuschung, daß das Volk um den Preis aller Kämpfe und Opfer betrogen wurde, mit zur Sache. Bei der Verwendung der Dichtung als Gedenkfeier müßten freilich diese „Nachspiele" wegfallen.

Die angedeutete Auffassung entspricht zweifellos den geschichtlichen Tatsachen. Aber sie hat für Lissauer den Wert einer persönlichen Ueberzeugung: sie drückt seine Gesinnung aus, das energische Volksgefühl in dem doppelten Sinn eines demokratischen Nationalismus, das seine besondere Note ist. Eben dadurch war er zur Lösung dieser Aufgabe befähigt und berufen. Und dadurch erhält die Dichtung nun auch geradezu einen volkserzieherischen Wert. Es ist ja das Unglück des deutschen Volkes, daß in ihm, im Gegensatz zu andern, die nationalen und die demokratischen Kräfte und Tendenzen in hohem Grade einander widerstreben und sich gegenseitig hindern und lähmen. Wir müssen hoffen und mit allen Kräften erstreben, daß die zugleich deutsch-völkische und volkstümliche Gesinnung dieser Dichtung sich immer mehr ausbreite und herrschend werde, wie es ja innerhalb des neuerstandenen Liberalismus schon sichtbar geschieht.

Weniger einleuchtend ist mir das starke Hereinspielen des Landes, der Landschaft, das mehr einer persönlichen Anschauung und Neigung des Dichters als der geschichtlichen Wirklichkeit zu entsprechen scheint. In der „Landsturmsage" (S. 28) wird die Natur aufgerufen, bei der Vernichtung des Feindes mitzuhelfen und im „Aufstand der Flüsse" (S. 52) kommt sie diesem Rufe nach. Aber die Schlacht an der Katzbach war ein vereinzelter Fall; sonst haben Landschaft und Klima wohl an den Kämpfen in Rußland und Spanien, aber kaum an der deutschen Erhebung einen wesentlichen Anteil gehabt. (Die „Landsturmsage" würde eher auf die Teutoburger Waldschlacht vom Jahre 9 als auf 1813 passen.)

Auf die einfache, durch den Gegenstand selbst gegebene Kunst der Anordnung ist bereits hingedeutet. Durch die deutliche Entsprechung von Anfang und Schluß wird das Ganze energisch zusammengefaßt und gerundet. Ein Bild der Notzeit eröffnet die „Vorspiele" und ein ebensolches schließt die „Nachspiele": aus allen Landschaften kommen Vertreter des Volkes — im ersten Falle Bauern, im zweiten die akademischen Stände — zu einem „Notrat" zusammen, aber sie finden keinen Rat. Aber diese Bilder werden wiederum eingefaßt von zwei Stücken, die eine noch ausdrücklichere Korresponsion aufweisen: die beiden Erscheinungen Napoleons: am Anfange als der Ursprung, die Personifikation alles Bösen, der eingeborne Sohn des Satans, am Schlusse als die große Erinnerung in der kleinen Gegenwart.

Dieser Inhalt wird durchweg in konkreten Bildern und lebendig bewegten Szenen vor unser inneres Auge gestellt. Selbst, wenn Lissauer längere Aufzählungen gibt, weiß er diese in Vorgänge und Handlungen umzusetzen. So, wenn er uns zeigt, wie „die Opfer-

gaben" überall zusammengesucht und von allen Seiten herbeigeschleppt werden (S. 29 f.). Oder er faßt die Reihe abschließend in eine bildhafte Gesamtvorstellung, z. B. das Schauspiel des „Durchzuges" (der großen Armee 1812):

Wie nach eines Jahrmarkts wirrbuntem Getos
Liegt das Land in horchender Stille, — schlaflos.

Ueberall lebt der Dichter ganz in der gegenwärtigen Situation. Wenn vereinzelt am Eingange des „Reiterstückes" ein kurzer Rückblick gegeben wird, so geschieht das mehr, um die Stimmung des gegenwärtigen Moments anzugeben. Es überwiegen durchaus Massenbilder: Volksszenen, Kriegsstücke. Auch bei den wenigen Einzelszenen bleibt die Masse im Hintergrunde sichtbar („Tauroggen" S. 16, „Die Freiwilligen" S. 25, die Napoleon-Szenen: S. 38 f., 59, 64). — Nur zum Teil bilden die großen, geschichtlichen Ereignisse den Inhalt. Zahlreicher sind typische zuständliche Darstellungen, Versinnlichungen des Allgemeinen, Stimmungsbilder. Auch kleine, bezeichnende Anekdoten werden gern verwendet, zur Charakteristik von Personen („Napoleon II"), Ständen („Der gescheute Gaul"), oder der Stimmung des Moments („Die Kugeln").

Die Stimmung ist in der Regel schwerer Ernst. Gedichte von heiterm Charakter begegnen besonders im Anfang der „Zwischenspiele"; ganz selten stellt sich ein humoristischer Zug ein („Der gescheute Gaul"). Häufiger wird der Ernst gesteigert zur religiösen Feierlichkeit. Diese entspricht der geschichtlichen Wirklichkeit und ergibt sich bei der volkstümlichen Haltung von selbst: Wenn so stark das Gesamtleben des Volkes empfunden und das Wehen des Geistes der Weltgeschichte gespürt wird, so ist das an sich religiös. Das spricht sich hier ganz in den volksmäßigen, herkömmlichen Formen des Gottesdienstes aus. So mit ganz persönlicher Note in der eigentümlich erhabenen Einsegnung, mit der die „Befreiung" beginnt:

Mit Fahnen überspreitet schwarz und weiß,
Gebaut aus Trommeln über Trommeln ragt der Feldaltar;
Wehrmänner stehn im Kreis,
Wein und Brot reicht der Prediger dar:

„Geerntete Kraft, gekelterte Glut, —
Dies ist des Landes Leib und Blut."

Nachspricht das Wort mit starkem Schall die Schar;
Mitspricht ein Trommelrühren dunkel im Altar.

Vielleicht noch schöner und schlichter in Tauroggen, einem der wunderbarsten Gedichte des Buches, an dem man zugleich die intensive Belebung der äußern Szene, die stimmungsmächtige Schilderung der inneren Offenbarung, die eigenartige Wucht der ganz kurzen Verse u. A. beachten möge:

Tauroggen

Vorm frostbeschlagnen Fenster auf und nieder
Gleichmäßig klappt der Schritt der Grenadiere,
Leise im Nebenzimmer sprechen Offiziere,
Schwer wandert York die enge Stube hin und wieder.
Sie ist voll Dämmerung wie voll Rauch,
Er stößt das Fenster auf, ihn labt der Hauch, —
Hart schnellt
Die Tür ins Schloß, er geht hinaus ins Feld.

Im Osten,
Fern blinzen Feuer von Kosakenposten.
Braun schweigt das Land, schimmrig von Reif beeilt,
Von Dunst zerschattet schwimmt die Poscheruner Mühle,
Schneewölkig hängt der Himmel, weithin überweißt,
Wohltätig harscht ihm Blut und Kopf die Kühle.
Er steht,
Er faltet seine Hände in Gebet:

„Du Herr und Gott, auf mich gelegt ist schwere Pflicht,
Zum Führer hat der König mich ernannt,
Ich diene ihm, ich herrsche nicht, —
Entscheiden soll ich über Volk und Land.
Zu deinem Himmel spreche ich empor:
Ich bin verblendet nicht von irrem Ruhme,
Es ist mir um die Krone, der ich schwor,
Es ist um dieses Landes Korn und Krume."
Er schweigt, er steht,
Wie Brot und Wasser speist ihn das Gebet.

Trüb glimmt der Himmel, finster liegt die Runde,
Tief in sich selber horcht er tief hinein,
Und plötzlich spürt er sich nicht mehr allein,
Kraft
Wächst empor rings aus dem Grunde,
Die heiß das Blut ihm glüht, die Muskeln strafft,
Es rauscht um ihn, es stürzt in ihn die Stunde.
Weit über das Gelände,
Als wandre auf ihn Springflut erdener Schollen,
Spürt er Gewalt in seine Seele rollen,
Verschlungen auf dem Korb die betenden Hände,
Umbraust und überbraust von meergleich hohem Schwalle,
Er spürt: mit seinem Atem atmen alle,
Er ward das Land, —
Befehl
Scholl an ihn; er folgt dem Befehl.

Aber Lissauer geht noch weiter. Er überschreitet die Grenzen der Wirklichkeit und erhöht den Gegenstand ins Ekstatische und Mythische. Dazu scheint der Stoff an sich wenig geeignet. Die Erhebung von 1813 war mehr eine Tat der Besonnenheit, des zäh ausdauernden Willens, — der Begeisterung gewiß, aber nicht der Ekstase und des Wunderglaubens. Aber die lyrische Gestaltung eines so gewaltigen Gegenstandes bedingt eine viel größere stoffliche Beschränkung, Verdichtung, Vereinfachung, damit aber auch eine größere Steigerung, Intensivierung und Verklärung als etwa die epische. Auch die Volksphantasie selbst verfährt so — dadurch entsteht ja eben die Sage. So ist Lissauer in seinem guten Recht, und Niemand wird verkennen, daß diese Stücke im ganzen, wie sie einer besonderen Neigung des Dichters entsprechen, so auch eine ganz eigentümliche Stärke seines Talents offenbaren. — Zuweilen geschieht das so, daß eine Szene auf dem Boden der alltäglichen Wirklichkeit beginnt und sich allmählich zu ekstatischem Rausche steigert. (So schon in „Tauroggen" und noch mehr in der „Notzeit", S. 6 f.) — Oder eine Empfindung verdichtet sich zu einer Vision, wie in den beiden „Erscheinungen Napoleons", von denen die erste eine volkstümliche Parodie der christlichen Dreifaltigkeit ist und daher trotz der kräftigen Ausführung etwas verstandesmäßig Konstruiertes hat. Sehr schön ist in der „Toten Legion" (S. 56) ausgedrückt, wie in dem Kampfe gegen die Fremdherrschaft das Gedenken an die erlittene Gewalt und die Opfer der Notjahre mitkämpft. — Oder es wird das große, allgemeine Volkserleben in ein mythisches Bild zusammengefaßt und dadurch ins Ueberwirkliche gesteigert („Die Erntezeit" S. 22, „Landsturmsage" S. 28, „Volkspfingsten" S. 34). — Oder endlich, Lissauer verwendet Züge des Volksglaubens und der Volkssage. So nicht sehr glücklich in der „Mühlenlegende", dem mythischen Seitenstück zu „Tauroggen", wo die Deutung nicht aus dem Bilde herauswächst, sondern ihm etwas künstlich umgehängt wird. Auch bei dem übrigens grandiosen Gemälde der Schlacht bei Leipzig sträubt sich doch das natürliche Gefühl dagegen, den schwer errungenen Sieg der Deutschen in einem Sieg der Raben (der „weisen, heiligen Boten" des schlafenden Kaisers im Kyffhäuser) über die Adler versinnbildlicht zu finden. Glücklicher sind in den Nachspielen die Sage vom schlafenden Kaiser und die vom Krebs im Mohriner See verwendet.

Nun sollte ich noch über die Behandlung von Sprache und Vers sprechen. Darüber wäre viel zu sagen. Vielleicht gibt später einmal eine Gesamtwürdigung des Dichters dazu Gelegenheit; dabei wären dann vor allem die früheren Gedichtbände „Der Acker" (1907) und „Der Strom" (1912) auszuschöpfen, die dafür reicheres, mannigfacheres Material bieten als der neue Band, wo alles, dem Gegenstande entsprechend, auf einen harten, metallenen, kriegerischen Ton gestimmt ist. Schon die mitgeteilten Proben werden die hohe Meisterschaft der „äußern Form" ahnen lassen, die ganz persönliche Kunst, mit der ein erstaunlicher Reichtum an Ausdrucksmitteln im Dienst und nach dem Bedürfnis der Charakteristik verwendet ist. Der Wortschatz ist durch kühne, kraftvolle Neubildungen, durch Aufnahme mundartlicher und technischer Wörter erweitert, und jedes Wort ist mit sicherer Hand gewählt. Die Haupttugend der Sprache ist doch die ungemeine Anschaulichkeit, die groß gesehenen Bilder, bald von wuchtiger Plastik, bald von suggestiver Gefühlswirkung. Noch zwei Proben. So, wenn in der „Erwartung" (S. 11) die dumpfe Spannung während des russischen Feldzugs geschildert wird:

Es ist, als sind alle Fenster nach Osten gebaut, —
Sie hören Trommel und Marsch, wenn Regen aufs Hausdach
rauscht.

Heißhungrig fressen sie in sich jegliche Kunde:
Napoleon trägt seine Siege wie Fackeln tief in die russische Nacht
hinein usw.

Und schließlich die achte „Silhouette":

Körner

Kein Bildner, der die flüssig-dampfende Zeit
Großgriffig härtet zu kristallener Ewigkeit,
Allein ihm ward zuteil, den Drang der Tage auszusagen.

Ein Tropfen Volk, in jähe Helle
Vom Flutgang hoch empor getragen,
Rasch verfunkelnd im Kronkamm der Welle.

Der Vers ist völlig frei, meidet jegliche Schablone und dient nur dem Ausdruck. Er zeigt selten die ruhige Gleichmäßigkeit wie in dem letzten Beispiele. Das Gewöhnliche ist freier Wechsel sehr verschiedener Verse, wobei einerseits lange, schleppende Versreihen charakteristisch sind, andererseits ganz kurze (einhebige) Verse mit nachfolgender Pause, zur nachdrücklichen Hervorhebung eines Wortes. Noch mehr als früher fällt die massive Wucht der Verse auf, die durch die ungewöhnliche Häufung schwerer (nach Sinn und Klang schwerer) Wörter und Silben zustande kommt. Durch den klangvollen Reim, dessen Stellung wiederum ganz frei wechselt, werden die Verse kräftig abgegrenzt, in ihrer rhythmischen Form herausgehoben und unter sich verbunden. Auch außerhalb des Reims wird der Klang der Worte sicher und glücklich verwendet. Aber diese sehr reiche und reife Sprach- und Verskunst wird Lissauer niemals zum Selbstzweck; sie ist ihm nur das Mittel zur Versinnlichung dessen, was er zu verkünden hat. Freuen wir uns, daß sie hier in den Dienst einer nationalen Aufgabe gestellt ist; daß sie sich mit einer Dichterphantasie von ungewöhnlicher Größe und Kraft und mit gründlicher Kenntnis und innigem Einfühlen vereinigt hat, um uns ein würdiges Denkmal jener großen Zeit zu schenken!

Heinrich Meyer-Benfey

Unsere Pflicht zur Politik

10

Obenan im Programm unsers politischen Idealismus steht die Idee der Ganzheit, der Gesamtheit, der Gemeinsamkeit — der **Solidarität** unsers **Staatsvolkes**. Einer für Alle, Alle für Einen. Abgelehnt ist jeder Partikularismus, jede Privilegienwirtschaft, jede Kirchturms- und Klassenpolitik. Das scheint ein Gemeinplatz. Ethische Forderungen sind, Gott Lob, schlicht ausgesprochen weithin durch unser Volk Gemeinbesitz. Aber man hat vielleicht doch nicht verstanden, die selbstverständliche Maxime richtig in die Praxis einzuführen.

Prüfen wir z. B. unser Verhältnis zur Sozialdemokratie. Sofern sie sich bei uns als Partei einseitigen Klassenkampfes verfestigt hat, können wir ihr nur feind sein. Aber es ist nicht unter allen Umständen wider das Interesse des Volks- und Staatsganzen, wenn ein einzelner Stand, eine Klasse sich rührt und zu eignen Gunsten eine Aenderung im öffentlichen Wesen beansprucht. Der politische Idealismus wird unter Umständen in der Lage sein, diesen Anspruch zu begreifen und zu fördern. Er wird das, wenn er Meister der Situation bleibt, so tun, daß die Klasse gewinnt und das Ganze ebenfalls dabei gewinnt.

Nun kann, historisch betrachtet, kein Zweifel sein, daß die Emporentwickelung unserer Industriearbeiterschaft seit Mitte des vorigen Jahrhunderts ein Ereignis war, das sich mit innerer Notwendigkeit vollzog und im Interesse des Ganzen lag. Die Unbequemlichkeiten einer Neuordnung, wie sie damit gefordert wurde, stellten unserm Volke eine Aufgabe, zu deren Lösung unsre Idealisten alsbald Hand anlegen mußten. Nun ist oft beschrieben und beklagt worden, wie der deutsche Liberalismus, der in erster Linie dazu berufen war, in den Tagen der Marx und Lassalle den Moment verkannt hat. Gleiche Kurzsichtigkeit hat die Kirche bewiesen. Es ist nur zu Anläufen gekommen in den mancherlei Velleitäten der christlich-sozialen, evangelisch-sozialen, national-sozialen Bewegung. Männer wie Wichern, Stoecker, Naumann, wie Victor Aimé Huber und die Kathedersozialisten haben richtige Blicke gehabt, auch richtige Griffe getan, aber unsre Schicht als ganze hat die nötige Kraft der Einsicht und des Charakters nicht bewährt, die zur Erfüllung ihrer Pflicht nötig gewesen wäre. Die kritische Stunde war für **uns** insbesondere damals, als die Frage unsre Gemüter bewegte: Kann ein Christ Sozialdemokrat sein? Damals hätte der Bann von Zweifel und Verzicht, der schon in dieser Frage lag, durch den tapfern Eintritt Weniger oder Vieler von uns in die sozialdemokratische Partei gebrochen werden müssen. Statt dessen belegten wir unter dem Druck der im Staate herrschenden Ansichten die Sozialdemokratie mit dem religiös-moralischen Boykott; will sagen: wir schnitten ihr durch die Verzweiflung an ihrem ethischen Vermögen die christlich-idealistische Zufuhr ab. Welcher Wahnsinn, eine Millionenpartei, einen so großen lebendigen Ausschnitt unsers Volkes moralisch und politisch aufzugeben! Wohl hat man dazwischen, flüchtig sich tröstend oder ernstlich darauf rechnend, eine innere Umwandlung der Sozialdemokratie erhofft. Ja wie wandelt sich denn eine Partei? Gewiß auch vermöge einer logischen Konsequenz von innen heraus; und gerade eine Partei, die wie die sozialdemokratische stark dogmatisch-philosophisch fundiert ist, erlebt notwendig in sich eine Entwickelung ihres Dogmas und damit eine Entfaltung ihres Geistes, die zugleich immer eine Veränderung bedeutet. Aber ebenso wird eine Partei verwandelt durch das Eindringen neuer Elemente. Und dieses hatte die Sozialdemokratie so nötig wie das tägliche Brot. Gerade weil sie von Haus aus eine Partei des Klassenegoismus war und also einem Prinzipe folgte, das bei einseitiger Verfolgung in die politische Unsittlichkeit führte, war sie angewiesen auf das Einströmen von Elementen, die die sittliche Korrektur ihrer Einseitigkeit mit sich brachten. Für solche Elemente hatte aber die Sozialdemokratie von einst große Anziehungskraft. Denn die Idee des **Sozialismus** war eine rein positive Idee, die der politische Idealismus, wie wir ihn definiert haben, durchaus anerkennen und annehmen konnte. Es kam ganz darauf an, wie diese Idee — mit Hilfe der Arbeitermassen — im Staate sich geltend machte, welche neuen Formen des öffentlichen Wesens sie gestaltete. Hierzu beburften die Klassenkämpfer der reinen politischen Idealisten als Bundesgenossen, nicht mit ihnen zu schwärmen, sondern gerade um der politischen Technik willen. Dieser Blutzulauf wurde den Sozialdemokraten damals, als sie ihn dringend bedurften, durch das hartnäckige Vorurteil der herrschenden Staatskunst abgeschnitten. Die Kirche stellte sich vorbehaltlos in den Dienst dieses Urteils, und unsre idealistische Gruppe erfand sich zu schwach an Zahl, Einsicht und Mut, um im Widerspruch mit diesen Mächten zum Heile des Ganzen seinen Einzug in die Sozialdemokratie zu vollziehen. Was ist die Folge? Eine zur politischen Unfruchtbarkeit verurteilte, in sich verstockte und verhärtete sozialdemokratische Partei, die mit ihrer Idee des Sozialismus im Ganzen wenig mehr anzufangen weiß, abgeschnittener als je von verwandten Geistern im Volke — und wir draußen abgeschnittener als je von diesen Millionen Gliedern unsers Volks und von der Idee des Sozialismus, die heute ohne Mitwirkung der Sozialdemokratie in unserm Staatswesen weiter zu verwirklichen fast unmöglich scheint. Wir haben ja in unsrer staatssozialistischen Gesetzgebung zur Genüge erfahren, wie der letzte Segen ausbleibt, wenn man zu Gunsten einer Klasse Gesetze schafft, ohne diese Klasse selbst in die richtige Staatsgesinnung mit hineinzuheben. Das aber hätten nur die Idealisten vermocht durch rechtzeitigen Eintritt in die Partei.

Die Versäumnis eines halben Jahrhunderts, wie sie hier vorliegt, ist wahrscheinlich nicht wieder gut zu machen. Die Sozialdemokratie ist neuerdings immer spröder geworden in der Aufnahme akademischer Personen, welche wir doch beiläufig als Vertreter unsers Idealismus in Rechnung setzen dürfen. Was aber unsre Seite betrifft, so ist uns ja in jüngster Zeit ein lauter Bußruf zur Umkehr in der Beurteilung der Sozialdemokratie beschieden gewesen aus den Alpen herüber von den schweizer **Religiössozialen**. Schade, daß diese schweizer Idealisten es uns durch Uebertreibungen schwer machen ihnen zu folgen. Man darf uns die empirische Sozialdemokratie nicht kanonisieren; man soll im Reiche der Idee bleiben, wenn man uns überzeugen will, daß wir ihr Gehorsam schuldig sind. Aber wenn die Schweizer drüben eben eine andere empirische Sozialdemokratie haben als wir, so gibt das freilich uns politischen Idealisten wiederum zu denken. Wir müssen uns fragen, ob nicht unser empirisches Staatswesen, unsre Monarchie mit ihrem höfischen Prunk, ihrem unverantwortlichen Regiment, ihrem offenen Sichstützen auf die privilegierten Stände doch auch die Bahnen wandelt, die eben mit der Idee der Solidarität des gesamten Staatsvolks sich nicht vertragen. Wir müssen uns fragen, ob unsre Kritik wach genug gewesen ist gegenüber diesen unsern besonderen Zuständen. Denn politischer Idealismus ist zwar voll von positiven Ideen, aber er muß seiner Natur nach kritisch auftreten. Das war schon bei den alttestamentlichen Propheten so. Die einfache Tatsache, daß die schweizer Religiössozialen total anders zur empirischen Sozialdemokratie stehen als wir, wird uns das politische Gewissen schärfen müssen.

Das ist ein Moment der **Gegenwart**! Im übrigen genügt mir hier, eine heute vergangene, aber völlig klar hinter uns liegende Entwickelung als Beispiel vorgeführt zu haben. Als Beispiel dafür, was unser politischer Idealismus, wenn er hell und stark und schlagfertig genug gewesen wäre, gegenüber dem halbhundertjährigen Aufkommen der Sozialdemokratie in unserm Reiche von Rechtswegen hätte leisten müssen. Im Dienste der Idee der Solidarität des Gesamtvolks. Aber die große Stunde fand an uns ein kleines Geschlecht. —

Im Dienste eben derselben Idee stand meine Polenpolitik. Ich meine den Plan, durch Einwanderung deutscher Idealisten den sittlichen Fonds des dortigen Deutschtums zu heben und die sittliche Angriffsfläche, die wir den Polen boten, zu verringern. Anders würde sich die Aufgabe gegenüber den andern Fremdvölkern im Reich gestalten, gegenüber Dänen und Franzosen. Ich werfe sehr Verschiedenes zusammen, wenn ich weiter an die Welfen, die Katholiken, die Juden erinnere. Gegenüber allen diesen Elementen ist wie gegenüber den Sozialdemokraten eine besondre Politik nötig, die nur von einem starken Idealismus getragen zum Ziele führen kann. Nämlich zu dem Ziele,

daß die Solidarität des ganzen Staatsvolks sich unter Berücksichtigung der Sonderinteressen dieser Volksteile durchsetzt. — Es muß das eine Beispiel der Sozialdemokratie zur Illustration meiner Meinung genügen.

11

Gehen wir über zu einer zweiten Idee unsers politischen Idealismus. Es ist die Idee der Gerechtigkeit und Redlichkeit im Staatswesen.

Zu den Dingen, auf die wir Deutschen stolz sind, gehört die Intaktheit unsers Staatsbeamtentums. Korruption ringsum, unsre deutschen Beamten sind unbestechlich. Wie oft lesen wir das, und mit Freuden.

Ausnahmen sollen die Regel nur bestätigen. Auch geschah es jenseits der Grenze, daß ein Generalstabsoffizier, dem das Spionageressort anvertraut war, zum Spion des feindlichen Landes wurde. Immerhin, er war ein Deutscher, und die österreichische Armee ist der unsern eng verbunden. Ganz ins Zentrum unsres Heeres und unsrer Staatsgeschäfte führten uns nun aber die Enthüllungen über die Praktiken der Firma Krupp. Man fühlte förmlich, wie der Boden unter den Füßen zu weichen anfing. Irgendwo setzt das fressende Uebel ein: nur so weiter, und wir werden vor andern Völkern nicht mehr viel zu rühmen haben.

Und zugegeben, daß Gott Lob mit Geld bei uns noch vieles nicht zu kaufen ist, daß unsre Bureaukratie die Menschen lieber rauh, kleinlich und unpraktisch behandelt, als daß sie sich von ihr bestechen ließe: atmen wir nicht doch schon — rein politisch — in einer Atmosphäre der Korruption? Nehmen Sie unsere Wahlen. Wie da demagogischer Unfug aller Art sich breit macht, ist unerfreulich genug. Indessen das alles ist viel erträglicher, als wenn von oben auf die Masse ein Druck ausgeübt wird, durch den der Wille des Gesetzes in sein Gegenteil verkehrt wird. Bei der geheimen Wahl ist das nur in geringem Maße möglich. Aber weshalb müssen wir denn die geheime Wahl haben? Wäre die öffentliche nicht tausendmal würdiger, stolzer, männlicher? Denken Sie sich ein freies Volk, in dem jeder Wähler gehobenen Hauptes offen seine Stimme abgäbe, wo, vor wem und für wen es auch sei. Ich bin als Idealist für die allgemeine öffentliche Wahl! Aber nun haben wir ja die öffentliche Wahl in Preußen — und sehen Sie sich die an! Durch den Druck, der von den Landräten usw. auf die Gemeindevorsteher und von den Gemeindevorstehern auf die Gemeinde geübt wird, bringt man eine totale Fälschung der Stimmabgabe zu stande. Die geheime Wahl der Reichstagsabgeordneten geht als stete Kontrolle der öffentlichen Wahl der Landtagsabgeordneten zur Seite: welche von beiden Wahlen annähernd die wirkliche Stimmung der Wähler zum Ausdruck bringt, darüber kann kein Zweifel sein. Es ist mir unbegreiflich, daß nicht Ein Schrei des Entsetzens von allen Guten im Lande laut wird über eine solche preußische Landtagswahl. Denn der durch die Verfassung zur freien Stimmabgabe berufene Staatsbürger wird durch die Praxis von seiner Obrigkeit um dies Recht einfach betrogen. Welche moralischen Konsequenzen mag der von dieser Erfahrung betroffene kleine Mann ziehen? Sind das „gottgewollte Abhängigkeiten“? Die gottgewollten Abhängigkeiten werden immer bleiben; aber dieser Druck ist künstlich geschaffen und wird mit Fleiß erhalten, weil mit dem so gewonnenen Scheinparlament bequemer zu regieren ist. Solche Praktiken nehmen unserm Volke den Glauben an Redlichkeit und Gerechtigkeit der Regierung. Sie gefährden und verwüsten des Volkes Seele mehr als alle Wühlarbeit der Sozialdemokratie.

Helfen kann da nur, daß die politischen Idealisten in den Wahlkampf eintreten wider die, die so ihre Macht und Autorität zur Beugung des Rechts mißbrauchen. Liebe zum Volk, Ehrfurcht vor dem Volk muß sie dabei begleiten. Unser Volk bedarf gewiß der Erziehung und Leitung; aber auch vor den Kindern sollen wir Ehrfurcht haben, und unser Ziel muß doch sein die Selbständigkeit unsrer Kinder. Davon aber merkt man weithin bei unsern herrschenden Gewalten nichts, daß ein Wille dasei, dem Volke der Staatsbürger zu immer größerer Selbständigkeit zu helfen. Die Wege der Selbstverwaltung füllt man mit Schlagbäumen und nährt den Aberglauben, daß das Heil einzig im Beamtenstande ruht. Das heißt das Volk mutwillig in der Unmündigkeit erhalten und ist gegenüber dem innersten Wesen des Verfassungsstandes eine Unredlichkeit. Nichts korrumpierender für ein Staatsvolk als offizielle Unredlichkeit. Mag sie noch so eingehüllt sein in kluge Motive und Vorwände, der schlichte Staatsbürger hat, auch wenn er nichts darüber sagt, ein ungeheuer feines und tiefes Empfinden dafür. Und was aus diesem Empfinden einmal emporwächst, wer will die Verantwortung dafür tragen!

Weil wir Idealisten das alles mit empfinden, müssen wir hinein in die Politik.

12

Eine dritte Idee, die uns selbstverständlich ist: der Vorzug des Geistes vor der Materie. Damit verkennen wir nicht die Wichtigkeit des täglichen Brotes wie für den Einzelnen so für das ganze Staatsvolk. Wir haben ja gerade für unsre Sozialethik längst erkannt, daß man dem Menschen erst eine Existenz zubilligen muß, ehe man moralische Ansprüche an ihn stellen kann. Die Mitsorge für eine auskömmliche Lebenshaltung aller Staatsbürger gehört heute zu der selbstverständlichen Ausstattung eines politischen Idealisten.

Aber der Mensch lebt nicht von Brot allein, und ein Volk auch nicht. Wenn nun die materiellen Interessen die Volksvertretung beherrschen und die Parteien im Lande bestimmen, wenn die höheren Kulturgüter und ihre Pflege darunter leiden, der sittliche Kern des Volksgeistes selber dadurch gefährdet wird, dann ist es Zeit für die Idealisten, zu reden und zu handeln: Videant consules, ne quid detrimenti respublica capiat!

Das Symbol der Herrschaft materieller Interessen im Deutschen Reich ist heute der Schutzzoll. Zwar daß eine schwache Landwirtschaft oder Industrie in kritischen Zeiten oder gegen die Schutzsysteme anderer Nationen durch Eingangszölle lebensfähig erhalten wird, dagegen ist nichts zu sagen. Das liegt im Interesse des Ganzen, mag es auch direkt und zunächst nur einem Gliede des Ganzen zu gute kommen. Es liegt in der Linie der Pflicht des Staates zur Selbstbehauptung, mit der er selber erst anfängt zu existieren. Aber der Schutzzoll ist eine schwere Versuchung für ein Volk, und geradezu eine sittliche Gefahr. Denn indem ein Stand merkt, daß in der staatlichen Gesetzgebung ein Faktor vorhanden ist, der ihm mit Sicherheit Gewinne zuführt, die er in Kraft eigener Arbeit nicht erzielen kann, wird in ihm die Begehrlichkeit geweckt, auf diesem angenehmen und müßigen Wege größere Gewinne zu erzielen. Und indem andre Stände oder Interessentengruppen merken, wie der Staat einem Stand und einer Gruppe auf diese Weise glücklich vorangeholfen hat, wird in ihm das eifersüchtige Verlangen geweckt, gleichen Vorteil zu genießen. Es ist doch geradezu entsetzlich, was für eine Konkurrenz fordernder Standesverbände heute auf den Staat einstürmt. So wirkt der Schutzzoll als schrankenloser Förderer der Begehrlichkeit. Nun danken wir ja tatsächlich unserm Schutzzollsystem zu einem guten Teil den materiellen Wohlstand, dessen sich heute unser Volk erfreut und den man mit Erstaunen wahrnimmt. Aber wie darum Niemand, auch nicht der entschlossenste Idealist, so leicht beantragen wird, jeglichen Schutzzoll abzuschaffen, so darf doch die ungeheure politische und sittliche Gefahr, die in diesem System liegt, ihm nicht verborgen bleiben. Er muß sich dagegen zur Wehr setzen. Man beobachte nur eine Wahlversammlung, wie die Geister lebendig werden, wenn die Rede auf die Zölle kommt: in dieser Frage, ob oder ob nicht, ob ein paar Mark niedriger oder höher, scheint das eigentliche ausschlaggebende politische Interesse zu pulsieren. Und indem die Entscheidungsschlachten tatsächlich über dieser Frage geschlagen werden, bekommen wir Parlamente, die zwar sie gerade mit größtem Sachverständnis zu verhandeln im stande sind, aber für andre wichtige Lebensfragen des Volkes nichts bedeuten. Da muß man dann froh sein, wenn Regierung und Beamtenschaft sich doch auch noch um das geistige Erbe der Nation einigermaßen kümmern.

Wir Idealisten müssen da zu Hilfe eilen, damit die großen Kulturgüter der Nation vom Staate nicht vernachlässigt, sondern erst recht gefördert werden. Was für klägliche Kultusdebatten haben wir heute in den Landtagen! Weshalb? weil die Parteien auf diese Sachen gar nicht eingestellt sind. Dabei haben wir in Preußen noch kein Schulgesetz! Und die Aufgabe, das Verhältnis von Kirche und Staat neu zu regeln, kann jeden Augenblick an die Parlamente herantreten. Ich sehe zwar diesen Augenblick in Preußen, das doch entscheidend wäre, noch nicht so nahe; aber es wäre ja auch geradezu furchtbar, wenn unsre heutigen Politiker ernstlich mit dieser Neuordnung befaßt würden. Man bedenke, daß sie bei uns viel schwieriger ist, als in Frankreich. Aber eine Periode, in der diese geistigere Seite am Staatswesen wieder ihr Recht fordert und die Gesetzgebung beschäftigt, wird kommen, und im Kleinen und Einzelnen ist sie schon da. Darum geht es in unsrer öffentlichen Politik nicht ohne die Idealisten, die man hoffentlich hier wenigstens als die Sachverständigen gelten lassen wird.

13

Die vierte und letzte Idee, die ich heranziehen will, ist die der Humanität.

Aha, werden Sie denken: Humanität contra Nationalismus. Und sofern das Nationalitäten- und Rassenprinzip heute teils gefährlich übertrieben wird teils zur verödenden Phrase geworden ist, haben Sie recht. Aber die hohen Heiligen aus der Zeit der Freiheitskriege, die ich eingangs angerufen habe, werden leicht zeigen, wie ich es meine: Nationalismus innerhalb der Humanität, oder: Humanität als sittliche Kraftleistung der Nation.

Ich rede mit Bedacht von der Idee der Humanität, nicht von der Idee des Friedens. Denn die Idee des Friedens steht noch über und jenseits der Idee der Humanität, der internationalen Verständigung, des Staatenbundes der Kulturvölker. Bleiben wir, wenn wir in die praktische Politik wollen, der Wirklichkeit näher. Wir können weder die Kriege abschaffen, noch die Leidenschaften aufheben, aus denen sie entspringen, mögen es Erinnerungen an die Vergangenheit oder sehr reelle Interessenkonflikte sein, was diese Leidenschaften nährt. Er ist doch nicht allzu weit von uns geschehen, dieser Zusammenprall von Staaten und Völkern, die sich offenbar nicht mehr lassen konnten vor fanatischer Kriegslust; und wer wollte leugnen, daß auch über uns gleicher kriegerischer Fanatismus barbarischer Millionen über kurz oder lang hereinbrechen kann?

Aber wir wissen eben doch, daß diese Art, das Verhältnis der Staaten zu einander zu regeln, barbarisch ist. Wir wehren uns dagegen und sind auf der Hut, und da ist niemand unter uns, der nicht, wenn es sein muß, so gut und gerne sein Leben und Vermögen opfern wollte für das Vaterland wie die Väter und Mütter, Töchter und Söhne von 1813. Aber wir Idealisten wissen auch, daß es der christlichen Kulturstaaten nicht würdig ist, ihr Verhältnis als latenten Kriegszustand aufzubauen und aufzufassen. Bringen wir die Opfer, die nötig sind, damit unsre Kraft auch in äußeren Machtmitteln ganz zum Ausdruck komme — in Gottes Namen. Alles Echte ist gut. Wir sollen so viel gelten, wie wir sind. Aber tun wir doch nicht, als ob wir damit Alles geleistet hätten! als ob wir damit Politik trieben! Zur Staatskunst gehört doch noch etwas Andres, als daß man ans Schwert schlägt und Dreadnoughts baut! Peace-maker ist man doch nicht nur dadurch, daß man sich bis an die Zähne bewaffnet, so daß Niemand wagt einen anzutasten. Es ist das freilich auch eine Methode, den „Frieden" zu erhalten, und wenn man unter lauter Räubern und Mördern wohnt, eine ganz nötige. Aber es muß doch noch andre Methoden des Völkerverkehrs geben! Methoden der Annäherung, Verständigung und Verbrüderung. Und in diesen soll die Diplomatie der Kulturvölker unter einander ihre Triumphe feiern. Eine Diplomatie, die bloß auf Heer und Flotte pocht, kann jeder Quartaner treiben.

Nun ist das ein Punkt, wo wir Idealisten sicher an die Front müssen. Damit die Fürsten und Staatsmänner das rechte Verhältnis zwischen den Staaten schaffen können, muß zwischen den Völkern das rechte Verhältnis dasein. Dazu tut Zweierlei not. Wir müssen 1. unsre Nachbarnationen verstehen. Und wir müssen 2. bei ihnen moralische Eroberungen machen. Ueber das Erste spare ich jedes Wort. Nur dies, daß es viel schwerer ist, als Viele bei uns meinen. Und daß Viele fälschlich meinen die fremden Nationen zu verstehen, wo das längst nicht der Fall ist, bringt uns um das Zweite: um die moralischen Eroberungen, die wir bei ihnen machen müssen. Früher konnten wir das besser, und das machte uns in Zeiten, wo wir äußerlich weniger bedeuteten, zum Mittelpunkt europäischer Kultur. Heut haben wir äußerlich an Macht gewonnen; aber das Herrschaftsgebiet unsers Geistes ist geringer geworden. Man liebt uns nicht und man schätzt uns wenig. Unsre Hypernationalisten führen das schnell auf den Neid und die Eifersucht und die Furcht zurück, die wir seit 1870 unsern Nachbarn einflößen. Zugegeben, daß einfach unser politisches und materielles Emporkommen abstoßend gewirkt hat, es ist doch das Versagen unsers deutschen Idealismus mit schuld; wir haben als Volk, in unserm privaten und öffentlichen Benehmen, sonderlich in unsrer Staatskunst selbst arg verlernt, moralische Eroberungen zu machen. Nicht uns wegwerfen heißt das, um Gottes Willen nicht! Aber im Gefühl unsrer Größe und unsers Wertes noch andre Interessen verfolgen vor der Welt als die rein egoistisch-nationalen. Wodurch ist denn Großbritannien groß geworden? Durch die Rücksichtslosigkeit, mit der es sein Recht, seinen Vorteil verfolgt hat? Wahrlich nicht dadurch allein. Sondern damit, daß es verstanden hat, unablässig allgemeine Interessen, Humanitätsinteressen, seiner Politik vorzuspannen. War das nun „Heuchelei"? Vielleicht zuweilen. Aber war Gladstone ein Heuchler? Ist das nicht gerade die höchste Staatskunst der Engländer, daß sie eigne selbstische und Kulturziele so oft zu vereinigen wußten? So sehr, daß Staatsmänner und Volk selber in ihrem Gefühl nicht zu unterscheiden vermochten, ob sie für Großbritannien fochten oder für die Menschheit. Wir sind ja dem gegenüber so viel — ehrlicher! Nein so viel dürftiger!

Und darum Idealisten vor die Front, damit unsre Politik endlich herauskomme aus dem Kleinlichen, Gewöhnlichen. Trotz meinem Pazifismus sage ich: lieber einen Krieg um einer großen Idee willen, als dieser Mangel an Initiative, an Großzügigkeit, an Fühlung mit den Staaten und Nationen, an Wagemut und Zukunftsplänen! Aufgeschlossenheit aber will ich von meinem Staat und Entgegenkommen, wo das Gewissen der Kulturvölker sich regt und das gefördert werden will, was werden muß: nämlich der europäisch-amerikanische Staatenbund. Er ist eine Utopie genau so wie Anno 1813 das Deutsche Reich. Und während unsre Staatsmänner im Amt an solche Ziele selbstverständlich nur mit aller Behutsamkeit herantreten dürfen, sind wir Idealisten um so mehr berufen, gerade in dieser Richtung nebenher unsre Politik zu treiben: Verbindungen zu knüpfen und zu pflegen über die Grenzen und Länder hin; es ist dabei gar keine Gefahr, sondern nur Gewinn — und Pflicht.

— — — — — — — — — — — —*)

16

Ich habe an Sie appelliert, daß Sie, ein Jedes für seine Person, herausmüssen aus dem Verborgenen. Ich habe mich an die Individuen gewandt, an die Glieder meines Volks, daß sie sich fragen sollen, ob sie auch tun, was sie unserm Staate schuldig sind. Denn unsre Zukunft hängt davon ab, ob wir endlich ein politisches Volk werden, d. h. ob wir noch moralisch hineinwachsen in das Eine neue Reich, das uns spät genug in der Geschichte unsrer Völkergruppe beschert worden ist. Daß die Deutschen aber ein politisches Volk werden im großen Sinne des echten Könnens und des kategorischen Imperativs, dazu ist notwendig, daß die deutschen Idealisten treu mittun. Unsre Verpflichtung zur Politik ist unser Idealismus.

Rade

*) Aus Raumrücksichten muß der dritte Teil des Vortrags dem Sonderdruck vorbehalten bleiben, der obendrein durch einen Bogen voll Anmerkungen erweitert ist. Das Grundsätzliche und Grundlegende ist bis hierhin gesagt. R

Pfarramt und Theologie

Meine Ausführungen in Nummer 19 haben mir eine Anzahl Antworten in Blättern und persönlichen Zuschriften eingetragen, die mich nötigen, noch einmal das Wort zu ergreifen. Diejenigen freilich, welche glaubten, durch Jammern über die moderne Theologie, Subjektivismus und durch Schmähen über den Verfasser der Notwendigkeit enthoben zu sein, auf die Sache einzugehen, darf ich ruhig bei Seite lassen.

Zuerst das Kapitel „Wissenschaft". Es ist doch nicht an dem, daß ich die Theologie überhaupt nicht mehr will. Ich schrieb nur gegen die Alleinherrschaft oder doch zum wenigsten Vorherrschaft der Theologie bei der Ausbildung der Pfarrer. Auf das Ganze des Geisteslebens gesehen, glaube ich, daß die Theologie als Wissenschaft noch viel zu gering eingeschätzt wird. Es ist doch wohl weithin so, daß der Theologie Bedeutung nur für Pfarrer und Gelehrte aus anderen mit ihr sich schneidenden Wissenschaftsgebieten zuerkannt wird. Darum will Frankfurt und Hamburg keine theologische Fakultät. So darf es nicht bleiben. Ob nicht eben doch die Theologie als Wissenschaft in nichtkirchlichen und nicht religiösen Kreisen darunter leidet, daß sie „Magd" der in ihren Augen rückständigen Kirche ist? Uns freilich ist sie freie Wissenschaft, die allerdings der Kirche ihre wertvollsten Dienste leistet.

Ihre wertvollsten — aber nicht die alleinigen für die Ausbildung des Pfarrers! Auch der fein empfundenen und vornehm, ja ich muß so sagen: seelsorgerlich kritisierenden Entgegnung Bithorns gegenüber muß ich das aufrecht erhalten. Ich kann fast alles unterschreiben, was er sagt. Aber bei dem Punkt „Theologie und Pfarrer" scheiden sich unsere Wege. Ich habe es mit zustimmender Freude gelesen, wie Bithorn der Theologie ihren heilsam erziehenden Einfluß durch Gewöhnung an ernste wissenschaftliche Arbeit dankt, ihre Schulung der Sachlichkeit und Wahrhaftigkeit. Auch mir hat die Ordination nicht „das erforderliche Berufsselbstgefühl" gegeben, aber auch nicht „der Blick auf meine wissenschaftliche Fachbildung". Den ehrlichen Mut zur Arbeit des Pfarreramtes hatte ich immer dann am meisten, wenn ich selber am gesammeltsten für Gott war, wenn mir selber in meinem Eigenleben die Erfahrung der Gemeinschaft mit Gott sich umgestaltend bezeugte. Nicht um Stimmung, Gefühle, Gemütsregungen und Ueberschwang handelt es sich da, sondern um die „tägliche Reue und Buße". Kampf und Sieg des eigenen Lebens um die Gemeinschaft mit Gott ist die erste und bedeutsamste Grundvoraussetzung für die Pfarrersarbeit, nicht wissenschaftliche Fachbildung.

Kann das durch Studium der Theologie geschaffen werden?

Johannes Müller hat den Gegensatz „Bewußtseinskultur und Wesenskultur" geformelt. Vielleicht gelingt es mir, daran meinen freundwilligen Gegnern meine Stellung zur theologischen Wissenschaft in ihrer Bedeutung für die Pfarrerausbildung deutlicher zu machen.

In seinem Vortrage auf dem heurigen Evangelisch-sozialen Kongreß hat Geyer es wieder gesagt, was allen, die es in ihrer Arbeit beobachteten, eine Ueberraschung war: „Was unter den Theologen diskutiert wird, wissenschaftliche und Weltanschauungsfragen, treten durchaus zurück hinter die aus den Wirklichkeiten des Lebens und den Reibungen des Umgangs sich erhebenden Lebensfragen" (S. 29). Und das trotz allem, was heute über Welt- und Lebensanschauung geredet und gedruckt wird! Der Mensch, die Seele, nicht der Verstand, die Bildung in ihnen brauchen Hilfe und Wegesermutigung. Erfahrungen beweisen: Wenn man Menschen zeigt, wie sie aus allem Gott erleben und die Hemmungen für sein Reich beseitigen können (und das ist noch lange kein Methodismus!), so werden sie sehr schnell mit den Schwierigkeiten der Weltanschauung fertig sein; es wird ihnen eine „akademische" Frage, von zweiter Ordnung und theoretischem Interesse, wie Gottes Immanenz oder Christi Gottheit zu denken sei usw. Für die Ausbildung des Pfarrers, damit er solche Dienste der praktischen Wegweisung leisten kann, hat doch sicher die mehr intellektuelle Beeinflussung durch theologische Wissenschaft nicht die erste Bedeutung.

Aber, — und damit kommen wir zu den Diensten der unentbehrlichen treuen Helferin, für die auch ich ihr „schuldige Ehrerbietung und innigen Dank" sage — wir haben viele Menschen in unseren Gemeinden, die ganz gerne den Sieg über die „Hemmungen des Lebens" durch die Gemeinschaft mit Gott erringen möchten: doch sie können nicht. Davor stehen die Vorurteile und ererbten Anschauungen, die Zweifel und Befangenheiten in allerlei Anstößen und Uebeln des Bewußtseins. Damit wir da helfen können, ist die Hilfe der Wissenschaft unentbehrlich: Man schule uns noch viel gründlicher, als bisher geschah: durch Einführung in die Geistesgeschichte der Dogmen- und Kirchengeschichte, durch eingehende Bekanntschaft mit den „Klassikern der Religion" und der „Religion der Klassiker", sowie mit dem Geistesleben der Gegenwart in allen Hauptströmungen. Daß ich noch einiges Andere nenne: Will uns die Wissenschaft der Universität nicht gründlich einführen in Religionspsychologie und Religionspädagogik, in soziale Frage und Arbeit, religiöse Kunst in ihrer Bedeutung und Wertfülle, will sie uns nicht die Schwierigkeiten und Möglichkeiten religiöser Arbeit zeigen, uns wissenschaftlich vorbilden für Jugendarbeit? Täusche ich mich, wenn ich auch in der neueren Pfarrersarbeit eine weitgehende Spezialisierung sehe? Bauernpfarrer, Großstadt- und Vorstadtpfarrer: brauchen sie nicht auch wieder besondere wissenschaftliche Kenntnisse und Vorbildung?

Diese Wissenschaftszweige — ja, sie sind unentbehrliche Helfer! Vielleicht hätte Mancher an meinen Ausführungen in Nummer 19 nicht so sehr vorbei gefühlt, wenn ich eine bessere Formel gefunden hätte. Etwa: Gebt uns mehr religiöse Erziehung und mehr „praktische, angewandte" Theologie, verlegt aus der „theoretischen" in sie den Schwerpunkt für die Ausbildung von Pfarrern.

Es ist mir von einer Seite etwas verübelt worden, daß ich von meinen Universitätserfahrungen gesprochen habe, daß ich z. B. bedauerte, daß so mancher Professor den Menschen, die Persönlichkeit daheim läßt und — das Diktatheft mitbringt. Ich berichte einfach: Ich „hörte" vierstündig Kirchengeschichte: nur Diktat, von der ersten bis letzten Stunde! Ich hörte Neues Testament: drei Viertel der Zeit wurde diktiert! Warum dann nicht daheim bleiben und den ausführlichen Kommentar studieren, auf den man ja doch immer verwiesen wird, nachdem das Diktat für gründliche wissenschaftliche Arbeit nicht ausreicht? Im Alten Testament, Ethik, Dogmatik habe ich Aehnliches erlebt.

Im Uebrigen habe ich keine Namen genannt oder erkennbar angedeutet.*) Nicht gegen Personen, sondern gegen ein System habe ich geschrieben. Es hat gar keinen Sinn, zu raten, wer gemeint sein könnte. Der Repetent war übrigens ein Tübinger!

Was Bithorn über die Anleitung zur wissenschaftlichen Arbeit sagt, unterschreibe ich. In den über zwanzig verschiedenen Seminarübungen, die ich besuchte, habe ich für Methode wissenschaftlicher Arbeit außerordentlich Wertvolles dankbar gelernt; z. B. im kirchenhistorischen Seminar bei von Kolde und Karl Müller. Aber — die meisten Pfarrer werden nie Zeit finden, wissenschaftlich zu arbeiten. Wenn die Gemeindearbeit sie einmal aufatmen läßt, brauchen sie Stille zur Sammlung und seelisch wie geistig fördernden Umschau.

Meine Hoffnungen, daß die von Bithorn gewünschte „tiefgreifende Verschmelzung des gesamten auf der Universität erarbeiteten wissenschaftlichen Stoffes" möglich ist, sind sehr gesunken.

*) Da irrt der Herr Verfasser denn doch. Er hat im Eifer für die Sache übersehen, was auch ich im Interesse für die Sache übersehen habe: daß man in seiner Heimat seine Erfahrungen zu kontrollieren und überall persönliche Anspielungen herauszulesen imstande war. Ich als Herausgeber habe den Artikel völlig unbefangen gelesen, weil mich seine Tendenz ergriff, weil ich es als Pflicht empfand ihm Wirkung zu verschaffen. Ich habe ihn am Eingang meiner Vorlesung über „Einführung in die Theologie" den jungen Studenten vorgelesen und mit ihnen durchgesprochen. Welche Universität der Verfasser besucht habe, war mir dabei vollkommen gleichgültig; ich nahm als selbstverständlich an, daß er seine Erfahrungen von mehreren gesammelt habe und daß er in seinen absprechendsten Erinnerungen von Männern handle, die nicht mehr unter den Lebenden sind. Wo man seinen Lebensgang kannte, hat man seine Erinnerungen ganz anders gelesen! Ich kann heute, nachdem ich klar sehe, die persönlichen Kränkungen in jenem Artikel nur als eine schwere Entgleisung ansehn und bedaure herzlich, daß ich daran mitschuldig bin. D H

Wie mancher Kandidat hoffte: Nun kannst du gründlich studieren! — und dann kam der Wirbel der Arbeit, der es unmöglich machte. Wenn man nicht mehr mitbringt, als eine Sammlung wissenschaftlichen Materials, das verarbeitet werden soll: was soll man dann der Gemeinde bieten? Dazu kommt die furchtbar traurige Beobachtung, wie solche Anfänger leicht in ihrer Arbeit mechanisiert werden. Es ist noch nicht oft genug betont worden, daß nicht nur Fabrikarbeiter zu Maschinen werden! Wie viele kämpfen lange gegen das, was man „Routine" nennt! dagegen, daß eine Rinne sich tiefer und tiefer gräbt, die ein Geleise wird, aus dem man nicht mehr heraus kann. Wenn erst die Verarbeitung des wissenschaftlichen Materials den tüchtigen Pfarrer macht, was soll dann werden aus denen, die ganz einfach weder Zeit noch Stille noch Geistesfrische und Spannkraft dafür übrig haben?

Zum Schluß noch einige persönliche Bemerkungen. Den Artikel in Nummer 19 habe ich nicht aus „Mutwillen", sondern aus innerer Not geschrieben; aus dem Gegensatz zwischen „Bewußtseinstheologie" und „Herzenstheologie". Daß Andere ähnlich fühlen, zeigten mir die Zuschriften, die den Weg um die halbe Welt zu mir fanden. Und wenn ein lieber Freund den Vorwurf der Gegner fürchtete, ich hätte vom sicheren Port Rachepfeile geschossen, so hoffe ich, daß man die redliche Absicht jener Ausführungen verspürte, in denen ich mir die innere Not meiner **theologischen** Jugend, nicht meiner theologischen **Jugend** vom Herzen schrieb.

Honolulu **Emil Engelhardt**

Obwohl ich mich mit Engelhardts Meinungen und Forderungen keineswegs identifiziere, finde ich doch, daß die Nächst-Berufenen, die theologischen Fakultäten, sich endlich einmal ernsthaft mit der Frage beschäftigen sollten, ob das Fakultätsstudium nicht wirklich im Kleinen oder im Großen oder in Beidem einer Reform bedürftig sei. Keine Ungunst der Zeitlage dürfte davor zurückschrecken. Das geeignete Organ dafür wäre ein Theologentag, zunächst auf die Akademiker beschränkt. Personen, die so viel allgemeines Vertrauen besitzen, um das mit guter Aussicht auf Gelingen in die Wege leiten könnten, gibt es schon. Ich habe früher einmal mit D. **Kirn** darüber verhandelt; der Tod hat ihn inzwischen abgerufen. Wenn auch sonst die Universitäten gegen tiefere Verbesserungen recht spröde sind, die theologischen Fakultäten sollten ein Zeichen ihrer Lebendigkeit dadurch geben, daß sie der Frage ihrer Reformbedürftigkeit frei ins Auge sehn. Und wenn sie zu der Ueberzeugung kämen, daß der heutige Betrieb grundsätzlich und praktisch zu Recht bestände, so wäre das auch ein Ergebnis. Natürlich dürfte man nicht unterlassen, der Oeffentlichkeit davon Rechenschaft zu geben. R

Verschiedenes

Aus Deutschlands kirchlicher Vergangenheit. Festschrift zum 70. Geburtstage **Theodor Briegers.** Leipzig, Quelle und Meyer 1912. 294 S. 8 Mk.

Eine Anzahl von Schülern und Freunden Theodor Briegers hat ihm den vorliegenden Band zu seinem 70. Geburtstage überreicht. Hermelink, O. Clemen, K. v. Müller, Nik. Müller, Scheel und W. Sohm liefern Beiträge zur Geschichte des Reformationszeitalters, Max Lenz schreibt über Fichtes Erlanger Universitätsplan, Lösche über Martin Boos', des vielverfolgten Anhängers Sailers, letzten Prozeß in Oesterreich, schließlich Mirbt über den Kampf um die Elisabethkirche in Marburg, der ein interessantes Kapitel aus der Geschichte der kirchlichen Simultanverhältnisse bildet. Es ist unmöglich, im Rahmen dieser Zeitschrift die einzelnen Beiträge näher zu würdigen. Am aktuellsten ist der Aufsatz von Scheel über die justitia dei passiva in Luthers reformatorischer Rechtfertigungslehre, der zeigt, daß Luthers spätere Berichte über das Werden seiner reformatorischen Grundanschauung „sich mit dem ältesten Befund decken." Ein befremdlicher Mangel an Wirklichkeitssinn bei einer die entlegensten Einzelheiten mit Bienenfleiß zusammentragenden geschichtlichen Kleinarbeit tritt uns in Nik. Müllers Abhandlung über Luthers Barbier Peter Beskendorf entgegen. Der gute Peter beging eine schwere Unterschlagung und später an seinem eigenen Schwiegersohn Totschlag, um nicht zu sagen Mord. Gleichwohl schreibt unser Gelehrter, es dürfe „trotz aller Schattenseiten und **selbst der Bluttat stets mit Ehren neben Luther***) genannt werden Meister Peter, sein Barbier und Freund". Ich traute meinen Augen nicht, aber so steht es da, schwarz auf weiß. Das Problem, wie Luther mit einem derartig rohen Menschen gut Freund sein konnte, wird von Müller eben nur angerührt. Mit dem Hinweis auf den Teufelsglauben ist es noch nicht beantwortet. Ginge man dem Problem weiter nach, so würde man auf höchst interessante Unterschiede der seelischen Struktur jenes Zeitalters von der Neuzeit stoßen.**)

Heussi

*) Sperrung vom Referenten.

) Inzwischen ist auch von **Brieger selbst der längst erwartete Sonderdruck seiner unverkürzten Reformationsgeschichte erschienen: Die Reformation. Berlin, Ullstein u. Co. 395 S. Gebunden 5 Mk. Nur mit Luthers Bildnis, sonst bloßer Text, das ist sehr angenehm. Nähere Würdigung vorbehalten. D H

Der Zusammenbruch des Vatikans. Von **Josef Sonntag.** Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag 1912. 170 S. 2, gebunden 3 Mk.

Ein außerordentlich interessantes Buch! Der Verfasser lebt in Rom und hat Zutritt zu Vatikan und Quirinal, verfügt also über eine ausgezeichnete Sachkenntnis. Und nun schildert er die heillose Mißwirtschaft, die am päpstlichen Hofe durch Pius X., diesen frommen, aber seiner Aufgabe ganz und gar nicht gewachsenen Papst, eingerissen ist, vom Konklave an bis zur Gegenwart. Seine Charakterzeichnung ist meisterhaft; mitunter freilich glaubt der feinhörige Politiker das Gras wachsen zu hören, es ist sicherlich nicht Alles so, wie er es schildert, der Diplomaten- und Volksklatsch kommt zu reichlich zum Worte, und der burschikose Ton tut nicht selten der Wirkung Eintrag, aber das Ganze als Ganzes genommen trifft den Nagel auf den Kopf. Auch der Titel gibt einen richtigen Gedanken wieder: die ganze Unruhe im derzeitigen Katholizismus ist das Branden der Neuzeit seit den Tagen der Aufklärung gegen den Felsen Petri, der langsam aber stetig unterhöhlt wird. So schnell, wie der Verfasser glaubt, wird der Zusammenbruch nicht kommen, die Tradition ist stärker, als er glaubt; aber daß es auf die Dauer im Kurse Pius' X. nicht weitergehen kann, ohne dem Ruin zuzutreiben, sieht Jeder. Man staunt doch über die Fülle neuer Beleuchtung, die hier gegeben wird, nicht zum wenigsten auch über die Stellung der Großmächte zum Katholizismus. Deutschland, das protestantische, des Papstes Hoffnung — man versteht das nur zu gut! **Walter Köhler**

Romnot. Kulturpolitische Briefe gegen welsche Anmaßungen, nach anderweitigen Veröffentlichungen bearbeitet und zur Förderung der antiultramontanen Bewegung als Agitationsschrift herausgegeben von **Karl Heltau.** Augsburg, Theodor Lampart 1911. 112 S. Zwei Hefte à 1,20 Mk.

Mit einem grell roten Streifband versehen: „Nieder mit dem schwarzblauen Block ist die Lehre dieser befreienden Schrift: Nur der Usurpator hat das Licht der Geschichte zu scheuen. Hochaktuelles Wahlkampfmaterial" präsentiert sich dieses Werk dem Publikum. Sein innerer Wert entspricht dieser Reklame nicht. Der Verfasser, hinter dem ich einen abgefallenen Kleriker vermute, hat erstaunlich viel gelesen, Nietzsche, Chamberlain, Gunkel, Harnack und vieles Andere und rührt nun diese verschiedenartigsten Speisen in einen für meinen Geschmack fürchterlichen Ragout zusammen. „Heidnische Tradition, jüdische Priesterliteratur, römisches Naturell, kaiserliches Imperium und vertrauensselige Unwissenheit, sowie die suggestive Kraft der hinterbewußten Psyche, aber nicht Christi Wort und Geist ist es, auf welche Roms Universalmacht sich gründet." Daran ist ja etwas Richtiges; aber es geht dem Verfasser jeder historische Sinn ab, der das Naturgemäße, ja Notwendige in der Heranbildung jener Universalmacht zu verstehen fähig wäre. Mit dem Schlüssel des Priesterhasses schließt sich die Kirchengeschichte nicht auf. Verfasser hat eben die ganze Geschichte verzerrt betrachtet; so heißt es von Mithras, er sei „der hierarchisch-mystifizierte Christus" oder „von Philo zu Loyola war nur ein rassepsychologischer .... Schritt." Man nimmt ja im Wahlkampf Vieles in Kauf, läßt sich auch manche Uebertreibung gefallen, aber von einem solchen Wuste von Unklarheiten und Verworrenheit vermag ich mir beim besten Willen nichts zu versprechen. Es fehlt jede historische Zucht, und ohne Selbstdisziplinierung sollte man keine Bücher schreiben, auch keine Agitationsschriften, ja sie am allerwenigsten, da sie auf die Massen wirken wollen. **Walter Köhler**

Ein Irrtum der Kreuzzeitung. In Nr. 467 der Kreuzzeitung vom 5. Oktober steht zu lesen:

Ein Irrtum der Christlichen Welt. Wir haben kürzlich einen Artikel „Das Christentum in China auf dem Marsche" veröffentlicht, der uns von einem gelegentlichen Mitarbeiter auf dem Gebiete der auswärtigen Politik zugegangen war. Die Christliche Welt nimmt an, daß der Artikel von einem Theologen geschrieben sei, und zieht daraus Schlüsse auf die Tragweite bestimmter in dem Artikel enthaltener Auffassungen. Das ist ein Irrtum, der Verfasser ist kein Theologe. Auch insoweit dürfte sich die Christliche Welt im Irrtum befinden, als sie aus der Veröffentlichung des Artikels eine gewisse Gemeinsamkeit des Bodens zwischen ihr und uns folgert. Wir dächten, die ganze Haltung unseres Blattes läßt keinen Zweifel darüber, daß von einer solchen Gemeinsamkeit nicht die Rede sein kann.

Daß jener Leitartikel in Nr. 449 M. der Kreuzzeitung nicht von einem Theologen herrührt, wie wir irriger Weise annahmen, sei damit festgestellt. Ein merkwürdiger Laie dann, dieser gelegentliche Mitarbeiter, der sich eine ganze Spalte lang mit Schleiermacher, Hunzinger und Luther befaßt. Hätten wir nur Raum übrig, wir würden hier sofort den ganzen Artikel abdrucken. Vielleicht später.

Aber nun befindet sich die Kreuzzeitung in einem großen Irrtum. Sie meint, daß von Gemeinsamkeit des Bodens zwischen ihr und uns nicht die Rede sein könne. Ich lese sie regelmäßig, und finde des Gemeinsamen viel. Wenn es auch dazwischen wieder verleugnet wird. Auch daß die Kreuzzeitung jenen Artikel des gelegentlichen Mitarbeiters **keineswegs desavouiert**, läßt offensichtlich ein gutes Stück Gemeinsamkeit bestehen. R

Kleine Mitteilungen. Liturgien für Reformationsfest, Bußtag und Totenfest von **Friedrich Spitta** sind soeben bei Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen erschienen. Sie können auch in einfachen Verhältnissen verwendet werden. Einzeln kostet jedes Formular 12 Pfg., 15 Stück je 8, 50 je 6, 100 je 5 Pfg., 1000 = 35 Mk. Probe-Exemplare bis zum 1. November kostenfrei vom Verlag.

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Altona. Montag den 20. Oktober 4 Uhr präcis im Kaiserhof: Das Leid in den Religionen, vgl. Maurenbrecher: Das Leid, eine Auseinandersetzung mit der Religion. Pastor Engelke=Quickborn.

Chemnitz. Freitag 24. Oktober 8 Uhr Deutscher Kaiser: Katholisch und Evangelisch — wo liegt der Unterschied? Eger.

Halle a. S. Freitag 24. Oktober 8¼ Uhr im Evangelischen Vereinshaus Kl. Klausstr.: Der Kampf um die Gewissensfreiheit in der evangelischen Kirche. Pastor Fritze=Nordhausen.

Leipzig. Dienstag 4. November 8 Uhr im Sachsenhof: Das Wesen des Christentums nach neuprotestantischer Auffassung. Privatdozent Lic. Dr. Windisch.

V d F d C W

Nr. 46 der „Mitteilungen" wird in dieser Woche versandt.

Versammlungskalender

29.—30. Oktober Treuga Dei Versammlung Magdeburg

Gott hat heute unsere herzensgute Mutter, Schwiegermutter, Grossmutter

Frau Bertha Fritze

in Cöln zu sich gerufen.

Nordhausen, 12. 10. 1913.

*Pastor **G. Fritze***
Catharina Fritze
und Kinder

Als **Hausdame** oder **Gesellschafterin** sucht gebildete Dame, Waise, Ende Dreißig, sehr kinderlieb, in Küche und Haushalt erfahren, musikalisch und sprachgewandt, Stellung, am liebsten Pfarr- oder Arzthaus. Offerten erbeten unter **H. I.** an die Expedition der Zeitung.

Die **deutsche evangelische Gemeinde Pilsen** sucht zum 1. XII. d. J. einen **Vikar** mit I., besser II. Examen. Meldung erbeten an

Pilsen, Hußstr. 1 **Ernst Nack,** Pfarrer

Ein **jüngerer redegewandter Theologe** oder **Philologe** wird von einer größeren evangelischen Vereinigung zu praktischer Werbetätigkeit mit dem Sitz in Hannover für einige Jahre gesucht. Bereiterklärungen sind sofort an **General Meißner** in **Hannover** Emmerberg 22 zu senden, wo weitere Auskunft erteilt wird.

London

Die Stelle eines Pfarrers an der freien deutsch-evangelischen Gemeinde in **Camberwell, London,** ist wegen Berufung des bisherigen Inhabers an die Universität Amsterdam neu zu besetzen. Gehalt Lst. 300 (etwa 6000 Mk.), keine Amtswohnung. Antritt womöglich Anfang Dezember. Bewerber (liberaler Richtung) werden gebeten, sich an den Schriftführer, **Herrn A. Steiger, 90 Grove Park, Camberwell, London S. E.,** zu wenden.

In **Oesterreich**

sind einige **Vikariate** offen, für die auch Kandidaten der Theologie mit **erstem** Examen in Betracht kommen. Meldungen nimmt entgegen

Kriebitzsch S. A. **Kirchenrat D. Eckardt**

Sächsische Kirchliche Konferenz

Herbstversammlung Mittwoch den 22. Oktober 1913 Vorm. 11 Uhr im Kaufmännischen Vereinshause zu Chemnitz.

Vortrag des Herrn Prof. D. Söderblom über die Heilandsgestalten der Antike und den Heiland des Evangeliums.

Vortrag des Herrn Hofrat Dr. jur. Löbner über das Kirchensteuergesetz und verwandte Kirchengesetze in Landtag und Synode.

Zu zahlreicher Beteiligung ladet ein

Der Vorstand: Sup. **Müller,** Vors.

Soeben erscheint in unserm Verlag:

Unsre Pflicht zur Politik

Von

Martin Rade

80 Pfg.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen oder gegen Voreinsendung von 90 Pfg. direkt vom

Verlag der Christlichen Welt, Marburg i. H.

NEUIGKEITEN

aus dem Verlag von

J. C. B. MOHR (Paul Siebeck) und der H. LAUPP'schen Buchhandlung

in Tübingen

Recht und Staat in Geschichte und Gegenwart

Eine Sammlung von Vorträgen und Schriften aus dem Gebiet der gesamten Staatswissenschaften

1

Die deutsche Auslandshochschule

Eine Anregung zur Reform der diplomatischen und konsularischen Vorbildung

Von

Dr. **Heinrich Pohl**

a. o. Professor der Rechte in Greifswald

Mk. 1.50

Evangelisch-Sozial
Verlag Arthur Glaue
Charlottenburg

Nr. 9. Eberhard Lempp: Die Schweizer Religiös=Sozialen und wir — Theodor Schmidt: Nur noch ein kurzes Wort — Sächsische Evangelisch=Soziale Vereinigung a) Wilhelm Leonhardi: Unsere Stellung zu den christlichen Gewerkschaften — b) Walter Friedrich: Die soziale Bedeutung der rechten evangelischen Gemeindeorganisation — Walter Wiebel: Vom Geburtenrückgang und seinen Gründen — Preßstimmen zur Hamburger Tagung (Fortsetzung) — Preisaufgaben aus dem Gebiet der Inneren Mission — Kapitalsanlage in Deutschland — Nachrichten

Preußischer Beamten-Verein

in Hannover

(Protektor: Seine Majestät der Kaiser)

Lebensversicherungsanstalt für alle deutschen Reichs-, Staats- und Kommunalbeamten, Geistlichen, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Aerzte, Zahnärzte, Tierärzte, Apotheker, Ingenieure, Architekten, Techniker, kaufmännische Angestellte und sonstige Privatangestellte.

Versicherungsbestand 435 024 930 M. Vermögensbestand 163 000 000 M.
Ueberschuß im Geschäftsjahre 1912: rund 5 378 199 M.

Alle Gewinne werden zu Gunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. **Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei längerer Versicherungsdauer mehr als die Jahresprämie betragen können, beginnt mit dem ersten Jahre.** Betrieb ohne bezahlte Agenten und deshalb niedrigste Verwaltungskosten.

Wer rechnen kann, wird sich aus den Drucksachen des Vereins davon überzeugen, daß der Verein sehr günstige Versicherungen zu bieten vermag und zwar auch dann, wenn man von den Prämien anderer Gesellschaften die in Form von Bonifikationen, Rabatten usw. in Aussicht gestellten Vergünstigungen in Abzug bringt. **Man lese die Druckschrift: Bonifikationen und Rabatte in der Lebensversicherung.**

Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch
Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover.
Bei einer Drucksachen=Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatte Bezug nehmen.

Bleyle's
Reformbeinkleid „Oja"
aus reinwollenem, elastisch-porösem Strickstoff
hat so viele praktische und gesundheitliche Vorteile, dass keine Dame versäumen sollte, sich bei Bedarf dasselbe vorlegen zu lassen.

Vorzüglicher Sitz. Sehr kleidsam.
Passend für jede Jahreszeit.

Bleyle's Oja Damen-Reformbeinkleid

Für den Wintersport sehr zu empfehlen!

Zu erhalten in allen Verkaufstellen für **Bleyle's Knaben-Anzüge,** die bereitwilligst mitgeteilt werden durch die Fabrik **WILH. BLEYLE, Stuttgart.**

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg i. H.

Hierzu zwei Beilagen: je ein literarischer Prospekt von der Geschäftsstelle der Deutschen Bibliothek in Berlin (Deutsche Bibliothek, Klassische Bücher); und von der Verlagsbuchhandlung Felix Meiner in Leipzig (Philosophische Bibliothek) [liegt nur der Postauflage bei]